

Abend-



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

3.

Donnerstag, am 15. Januar 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Peter Günter.

(Ein Beitrag zur Criminalgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts.)

Mitgetheilt von Heinrich Asmus.

Im Jahre 1687 saßen an einem Krugtage mehrere Schmiedegesellen in ihrer Herberge zu Lübeck und disputirten über religiöse Gegenstände. Einer unter ihnen, Namens Peter Günter, schalt auf das gottlose Leben der Jesuiten, die er auf seinen Reisen kennen gelernt, und verging sich in seinem Eifer so weit, daß er sie geradezu verfluchte und Diebe und Schelme nannte. Die anwesenden Gesellen, denen das genossene Bier das Gehör und die Unterscheidungskraft mochte geschwächt haben, und überdem schon des Redners Heterodogie kannten, glaubten nicht anders, als daß er Scheltworte gegen den Heiland selbst ausstieß. Alle entrüsteten darüber gewaltig und der Streit artete bald in eine förmliche Rauferei aus,

der erst durch die herbeigerufene Wache Einhalt gethan werden konnte. Als nun später die Sache von dem Gerichte untersucht und von den Gesellen einmüthig behauptet wurde, daß sie über die furchtbare Gotteslästerung ihres Mitgesellen so in Eifer gerathen wären, glaubte der Lübeckische Senat criminell verfahren zu müssen. Günter ward demnach gefänglich eingezogen und acht Zeugen, die gegen ihn aufgetreten waren, abgehört. Alle stimmten darin überein, daß Günter von einigen ihrer Kameraden hart geschlagen sei. Auf die Frage: „Warum dies geschehen?“ entgegneten zwei der Zeugen (diejenigen, welche die Schlägerei angefangen), weil er die gotteslästerlichen Worte ausgestoßen: „Die Jesuiten haben den — — Jesum zum Abgott gemacht.“ Die andern sechs behaupteten, als sie zur Rede gestellt wurden, diese Worte nicht selbst gehört, sondern von jenen Beiden nur vernommen zu haben; daß sie aber drauf mit zugeschlagen, läugneten sie keineswegs. Alle jedoch erklärten einstimmig, daß sowohl Günter als auch sie, wenn auch nicht trunken, doch wenigstens auch

nicht nüchtern gewesen seien, da sie schon von Nachmittags drei Uhr ab bis Abends eilf Uhr getrunken hätten.

Als nun Peter selbst befragt wurde, erzählte er den Vorgang auf diese Weise: „Einige der anwesenden Schmiedegesellen redeten von dem Namen Jesu, und wie ich nun befragt wurde, was ich davon halte, sagte ich, ich glaube nicht an ihn. Da beschuldigten sie mich der Gotteslästerung. Das soll kein redlicher Mensch mir nachsagen, erwiderte ich ruhig; aber die Gesellen gaben mir statt Antwort Schelte und Schläge. Was man mir aber vorwirft, habe ich nicht gesagt, wohl aber die Worte: „Die Jesuiten, diese Schelme und Diebe, haben unserm Herr Gott die Ehre abgestohlen!“ Auch kann ich wohl gesagt haben: die Jesuiten haben Jesum zu einem Gott gemacht — denn darüber habe ich so meine eigenen Gedanken.“ —

Da nun Günter auch später bei der Confrontation mit den Zeugen standhaft läugnete, irgend ein Schimpfswort ausgestoßen zu haben, fand es der Rath für rathsam, die Acten an juristische und theologische Facultäten zu senden.

Während nun der Lübeckische Senat ein Gutachten von der Juristenfacultät zu Kiel und der theologischen zu Wittenberg einzieht, wollen wir des Gotteslästerers frühere Lebensverhältnisse näher in's Auge fassen. Günter wurde in Lilsit geboren, wo er das Schmiedehandwerk sehr früh erlernte und durchaus ein anständiges und stilles Leben führte. Nur hatten seine Gedanken sich in das Geheimniß der Dreieinigkeit zu sehr vertieft, und als er solches nicht begreifen konnte, sich die irrige Vorstellung gemacht: wenn er drei Personen in der Gottheit annehme, er auch nothwendig an drei Götter glauben müsse, was aber der Lehre in der heiligen Schrift von einem Gott widersprechend sei. Hierüber entstanden bald bei ihm so viele Zweifel, die ihn gewissermaßen seines Verstandes beraubten, und Erscheinungen und Träume, die er gehabt zu haben sich einbildete, machten ihn noch verwirrter. So kam er denn endlich dahin, die Gottheit Jesu gänzlich zu verwerfen, um endlich Ruhe zu haben. Als er Geselle geworden, verließ er seine Vaterstadt und wanderte nach Königsberg in Preußen, wo er bei

einem Meister, der sich zu der Secte der Socinianer bekannte, Arbeit fand. Nicht gar lange hatte er unter diesen Menschen gelebt, so führten sie ihn auch schon in die heilige Schrift ein, lehrten ihn dieselbe auf sein eigenes Leben anwenden und gingen ihm in den Angelegenheiten seines Herzens mit Rath und That zur Seite, so daß er endlich dahin kam, die Gottheit Jesu nun ganz und gar zu leugnen. Daß er aber dennoch die Ueberzeugung der Socinianer getheilt habe, kann man wohl nicht mit Recht sagen, da er durchaus unfähig war, in ihre dogmatischen und speculativen Bestimmungen einzugehen. Er nahm vielmehr ihre eigenthümlichen Ansichten nur auf, wie man ja oft auf die Autorität geachteter und überlegener Menschen etwas ungeprüft als Wahrheit anzunehmen pflegt. Es war allerdings ein aus seiner Beschränktheit hervorgehender Irrthum des Verstandes da, der aber auf sein religiöses Leben und auf die Art, wie er praktisch das Christenthum ergriff, nicht den geringsten Einfluß äußerte, denn Günter selbst bestätigte später: „Seit der Zeit fing ich erst an, Gott zu fürchten und zu ihm zu beten.“

Von Königsberg ging er nach Danzig, später nach Wismar und endlich nach Lübeck. Da sein ganzes Leben sich merklich von dem seiner Mitgenossen in der Gilde unterschied, er es auch wohl von seiner Seite an mancher Müge über zügelloses Leben und unanständige Reden nicht fehlen ließ, so erschien er diesen gar bald als ein Sittenprediger und ward ihnen zuwider. Und wie es im Leben oft zu geschehen pflegt, so auch hier: es wurde jeder seiner Schritte und Tritte beobachtet, jede Aeußerung begierig aufgefangen, um wo möglich etwas Tadelnswerthes an ihm zu entdecken und die lästigen Rügen und Vorwürfe auf diese Weise zu entkräften. Da Günter aus seiner Ueberzeugung nie einen Fehl machte, so konnte den andern Gesellen nicht lange seine Kezerei verborgen bleiben, es kam, wenn er zugegen war, gewöhnlich zu religiösen Gesprächen und Disputen, wobei es denn freilich immer nur darauf abgesehen war, Günter's Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen. Und dies war auch an jenem Krugtage der Fall, mit dem diese Geschichte begann.

Wenden wir uns nun zu dem eingegangenen Gutachten der Juristenfacultät zu Kiel, das also lautet: „Ein Gotteslästerer sei des Todes schuldig, ob aber dieser Mensch Gott gelästert, könne sie nicht entscheiden.“ Das Urtheil war also ganz der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl V. gemäß, in welchem es im 106. Artikel also heißt: „So einer Gott beimißt, daß Gott nicht bequem ist, oder mit seinen Worten Gott, das ihm zusetzet, abschneidet, der Allmächtigkeit Gottes, seine heilige Mutter, die Jungfrau Mariam schändet, soll durch die Amtsleut oder Richter von Amts wegen angenommen, eingelegt und darum an Leib, Leben oder Gliedern nach Gelegenheit und Gestalt der Lästerung und Person gestraft werden.“

Es liegt nur allzu klar auf der Hand, daß diesem Gesetze, das aus dem päpstlichen Kirchenrechte in die Carolina übergegangen ist, ursprünglich ein Mißverständnis einer alttestamentlichen Anordnung zu Grunde liegt. Wie das ganze Papstthum und die Hierarchie in dem ersten Keime auf Mißverständnis alttestamentlicher Ideen beruhte, so wurde, als das Christenthum in die Staatseinrichtungen (seit Constantin's Zeit) verflochten ward, und jene in dies, unter andern Gesetzen auch das erwähnte, das der besondern Stellung des israelitischen Volkes gemäß im alten Testamente als integrierender Theil des Ganzen durchaus nicht fehlen durfte, fälschlich in die christliche Kirche übergetragen. Als eine mächtige Stütze der hierarchischen Gewalt ward dieses Gesetz späterhin bei der Ausübung des kanonischen Rechtes durch die Scholastik immer fester begründet und ging bald auch in das Volksleben über. Die ersten Reformatoren, namentlich Luther, dessen Grundsatz es war, nie einer willkürlich selbstgewählten Thätigkeit sich zu überlassen, sondern den Augenblick ergreifend, nur immer das dringendste Bedürfnis zu befriedigen und die Hauptsache sich Hauptsache sein zu lassen, ward auf eine nähere Prüfung dieses Gegenstandes nicht geführt. Ueberdies war der Glaube an die absolute Gültigkeit dieses Gesetzes durch Verjährung und lange Gewohnheit so befestigt, daß nicht nur der scharfsinnige Calvin für die Verbrennung des Servet stimmte, sondern selbst der milde Melancthon ähnliche Grundsätze äußerte: ein bündiger Beweis, wie höchst

gefährlich ein jedes Festhalten an hergebrachten Gewohnheiten und Urtheilen werden kann. Erst nach und nach wurde in protestantischen Staaten die Strafen, welche dieses Gesetz fordert, gemildert, aufgehoben nirgends.

Es blieb jetzt nur auszumitteln, ob Günter sich wirklich der Gotteslästerung schuldig gemacht habe, und dies sollte die theologische Facultät zu Wittenberg entscheiden. Während dies Gutachten einlief, trat ein Mann in's Mittel, es war der Doctor der Theologie, Joh. Wilh. Petersen, erst Professor zu Rostock, dann Prediger in Hannover, darauf Superintendent in Cutin, und endlich Superintendent in Lüneburg, wo er später, besonderer Meinung wegen, angefeindet, verfolgt und zuletzt seines Amtes entsetzt wurde. Dieser hatte kaum das Vorgefallene in Lübeck vernommen, er war damals in Cutin, so eilte er hierher, um, wenn es möglich, den armen Menschen noch loszukriegen. Er besuchte den Gefangenen und fand im Verlauf des Gesprächs mit Günter in diesem einen Menschen, bei dem an eine Gotteslästerung auch nicht im Entferntesten zu denken war. Petersen redete ihm freundlich zu und ließ es sich angelegen sein, den Gefangenen zu belehren, daß seine früheren Vorstellungen falsch gewesen und daß er bei den Socinianern von dem Regen unter die Traufe gekommen sei. Günter merkte gar bald, daß er einen Mann vor sich habe, der in seinem innersten Wesen ihn verstand, er faßte Vertrauen zu ihm, sprach sich unverhohlen gegen ihn aus, nahm Belehrung an und äußerte sich überhaupt auf eine Weise, daß der gegenwärtige Gerichtsactuar zu Petersen, als beide das Gefängniß verließen, sagte: „Hätte Günter sich früher so erklärt, er wäre nimmer in die Frohnerei gekommen.“ Zu seiner Freude begab sich Petersen gleich darauf zu dem löblichen Bürgermeister Kerckring, theilte diesem Günter's Seelenzustand und dessen Aeußerungen mit und stellte ihm bündig und eindringlich vor, welche himmelschreiende Ungerechtigkeit der Senat begehen würde, wenn er einen Menschen um eines Verbrechens willen hinrichten lasse, das nie ihm in den Sinn gekommen sei. Das Staatshaupt ließ sogleich dem armen Gefangenen eine bessere Wohnung anweisen, schickte ihm weiße Wäsche

und wenn man sich nicht sehr irrt, so scheint der Bürgermeister die Absicht gehabt zu haben, die Sache gänzlich niederzuschlagen. Wenigstens wurde mit Günstern unterhandelt, daß er fern von Lübeck wegziehen solle, wozu dieser sich auch bereit erklärte. Mit der gewissen Hoffnung, einen Menschen gerettet zu haben, verließ Petersen frohen Herzens Lübeck.

Aber leider täuschte sich der brave Mann! Gleich darauf lief das sehr weitläufige, mit vielen Verwünschungen gegen den argen Kezer erfüllte Gutachten der Wittenberger ein und enthielt im Wesentlichen folgende Punkte:

I.

Daß, obgleich Günter fortwährend läugne, er doch durch unterschiedlicher Zeugen Aussage überführt worden sei und sein Läugnen also nur die Verstocktheit seines Sinnes und seinen beharrlichen Irrthum beweise; denn wenn seine eigene Aussage wahr sei, daß er nur die Jesuiten für Schelme und Diebe gescholten, so würden die andern Gefellen, als Protestanten, nicht darüber entrüstet sein und ihn geschlagen haben.

II.

(Günter's Defensor hatte angeführt, auf zweier Zeugen eidlichen Aussage und das Zeugniß vieler seiner Bekannten sich stützend, daß der Gefangene immer ein christliches Leben geführt habe.) Die Wittenberger erwiederten: dies sei a priori unmöglich, weil ein Gotteslästerer nie ein christlich Leben führen könne.

III.

Daß er in seinem Gefängnisse fleißig in der Bibel und andern frommen Büchern lese, sei nichts als ein schnöder Mißbrauch dieser Bücher und Heuchelei; denn wer Gott lästere, könne nicht mit Andacht singen oder lesen.

IV.

Die Trunkenheit könne nicht vorgeschützt werden, weil Inquisit selbst beweise, daß er nicht von Sinnen gewesen sei, indem er wissen wolle, daß er die gotteslästerlichen Worte nicht ausgestoßen.

V.

Endlich, daß Günter von blödem Verstande sei und schon einmal einen Anfall von Berrücktheit gehabt und deshalb ärztlich (in Königsberg)

behandelt sei, so wie auch, daß er viel an geistlichen Anfechtungen gelitten und daher Mitleid verdiene, könne nicht berücksichtigt werden, theils weil in den Acten sich davon keine sonderlichen Spuren fänden, theils, weil Inquisit durch seine Gotteslästerung an Allem selbst schuld sei.

Günter sei also als des ihm vorgeworfenen Verbrechens überwiesen anzusehen, die Bestimmung der Strafe aber dem jure consultis zu überlassen.

Kaum war dieses Gutachten bei der löblichen Geistlichkeit bekannt geworden, so wurde von allen Kanzeln des kleinen Freistaats mit einer solchen Heftigkeit gegen den Kezer gescholten, und die Obrigkeit theils der Saumseligkeit und Gleichgültigkeit beschuldigt, theils zur schleunigen Bestrafung des Verbrechers auf das Dringendste aufgefordert, daß der Bürgermeister Kerkring und seine milder gesinnten Collegen nicht durchdringen konnten. Es erschien demnach am 3. Aug. 1687 folgendes Urtheil:

„Wird Peter Günter beschuldigt, daß, als er sich bei der Schmiedegesellen gehaltenem Krugtage mit denselben der Religion halber in Discurs eingelassen, diese abscheulichen, gotteslästerlichen Worte ausgestoßen: Die Jesuiten haben den — — zum Abgott gemacht. Ob er nun wohl dessen nicht geständig sein will, sondern behauptet, die Worte seien also gewesen: Die Jesuiten, die verfluchten Schelme und Diebe, haben unserm Herre Gott die Ehre abgestohlen, daneben vorschützt, daß er trunken und hiebevornicht bei rechtem Verstande gewesen; dennoch aber und dieweil drei Zeugen, daß sie die gotteslästerlichen Worte von ihm gehöret, vermittelt körperlichen Eides ausfagen, auch in der Confrontation dabei verblieben, und ihn dergestalte genugsam überführt: so erscheint daraus so viel, daß Peter Günter der ausgestoßenen gotteslästerlichen Reden wegen mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bestrafen sei.“

Das war für Petersen ein Donnerschlag aus heiterm Himmel! doch gab der brave Mann nicht gleich jegliche Hoffnung auf und wagte einen Versuch, wenn auch wenigstens eine Milderung des Urtheils zu bewirken. Er schrieb nämlich einen

Brief an seinen Freund, den damaligen Syndicus zu Lübeck, Pommeneschen, worin es unter Anderem heißt: „Ich gestehe gern, daß er (Günter) mit seinem falschen Begriffe den einigen Gott nicht so erkennt, wie er nach der heiligen Schrift soll erkannt werden, aber ihn deswegen einen Atheisten nennen wollen, sehe ich nicht; den Gott Himmels und der Erden ruft er inbrünstig an und beugt seine Kniee mit großer Devotion vor ihm; wie mag dann der ein Atheus sein, der für den einigen Gott und sein Bekenntniß sterben will. Wo er je, wie seine Widersacher anzeigen, Jesum gelästert habe, so hat er nur das vorhin von ihm, in seinem Gehirn formirte falsche Gedicht von dreien Göttern gelästert und verworfen, und hat aus der Blödigkeit seines Sinnes und Wahrnehmung der Gottlosigkeit der Jesuiten geschlossen (wie er denn solchen Schluß in meiner Gegenwart gemacht): wenn er Christum verehren solle, so müsse er auch die schelmischen Jesuiten mit anbeten, weil sie von ihm herkämen. Aber mit welchem Gewissen haben die Geschwornen gezeugt, die so viel Kannen Biers, so leider auf dem Sonntag geschloffen, ausgehoffen, und wenig in solchem Tumult bei so wunderlichem, groben Disputiren haben wissen können, was geredet sei. Mit welchem Gewissen hat man solchen trunkenen Leuten einen Eid deserviren können? Gott kannte den armen angefochtenen Peter und seine Ankläger am besten und wird schon dermaleins recht urtheilen, wer von ihnen ihn am meisten im Herzen gehabt. Ja, Gott weiß es, daß ihnen die hergesagten Worte ihres Bekenntnisses bei ihrem gottlos geführten, durch Fluchen und liederliche Worte bezeugten Leben nichts helfen werden. Wenn Lübeck alle die Leute aus der Stadt stoßen wollte (die Gott durch ihr Leben mehr lästern, als Günter gethan hat), so würde sie nicht viel behalten. Weil man ihnen aber Raum zur Buße giebt, warum denn nicht einem solchen armen Menschen?“

Ja, Petersen ging noch weiter: er behauptete, aller hergebrachten Ansichten geradezu entgegen, daß keine weltliche Macht, also auch keine hierarchische, das Recht habe, über Gewissens- und Glaubenssachen ein Urtheil zu fällen; daß sich nicht durch ein Decret einem Menschen befehlen

lasse, was er glauben und nicht glauben solle, und daß die Staatsgewalt nur da befugt sei einzugreifen und zu strafen, wo der Staat und dessen Ordnung verletzt sei. „Wer sind wir denn“ — schreibt er weiter — „daß wir uns wollen annehmen, oder anmaßen, das allein Gottes Werk ist. Könnten wir dem armen Peter den Glauben geben, und er wollte alsdann widerstehen, oder gar lästern: so möchte man ihn einen verstockten Menschen nennen, aber nun haben wir ja solche Macht nicht, sondern man thut vielmehr mit der von uns abgefassenen Sentenz eben so viel, als daß wir Gott Zeit und Stunde vorschreiben, wann er den Gefangenen bekehren solle und wann sich Peter solle bekehren lassen. Wo es denn nicht in der ihm eingeschränkten Zeit geschehn, so wolle man mit der Execution dazwischen fahren. Ach, unser Christenamt lehrt uns ganz ein Anderes, nämlich, daß für einen solchen armen Menschen beten und die Gelegenheit sammt den Mitteln nicht versäumen mögen, dadurch ihm möge geholfen werden. So ist ja auch eine Seele, die wir zu gewinnen suchen, so viel werth, daß man den armen Menschen aus der gemeinen Klasse mit wenigem Bier und Brod unterhalte, ob ihm Gott helfen wolle. ic.“

Unter solchen Umständen mußte der Vorfall auch außer Lübeck bekannt werden und Aufsehen erregen. Mehrere Männer schlossen sich Petersen an und erklärten sich unumwunden über das ungerechte und widerrechtliche Verfahren gegen Günter. Gottfried Arnold *) liefert namentlich einen Brief eines Ungenannten an einen begüterten und hochgestellten Mann in Lübeck, worin es heißt: „Sollte man solchem armen Menschen das Leben nehmen, so sehe ich nicht, worin man besser handelt als der Papst, welcher die Gewissen mit seinem Blutshwert zwingen will. Ich gestehe frei, daß mir's ein großer Anstoß in meiner Seele ist, denn es ist das Einzige gewesen, das mich in meiner zarten Jugend vor dem finstern Papstthum zurückgehalten, da ich sonst von ihrem falschen Schein der Andacht und von nahen Blutsfreunden eingenommen wurde, daß ich in den Historien

*) S. dessen Kirchen- und Regier-Historie Part. 4, Sect. 3, Nr. 8, S. 761 ff.

der Märtyrer wahrgenommen den Mordgeist, der je und je in ihren Kirchen regiert. Wenn man nun dergleichen in unseren Kirchen finden sollte, so müßte man schließen, daß der päpstliche Geist sein Regiment auch da hätte, gleich wie zu den Zeiten der Pharisäer in der Juden Kirchen.“ etc.

Aber alle einzelne, wenn gleich noch so wahre und kräftige Stimmen wurden überhört, auch mochte vielleicht die Form es nicht gestatten, ein einmal gefälltes Urtheil zurückzunehmen.

Es war ein heiterer Herbstmorgen, als Gänzer seinen letzten Gang nach dem Schaffot antrat, das eine neugierige und gaffende Menge umstand. Auf der Richtstätte angelangt, sank er auf die Kniee und hielt mit zum klaren Himmel gerichteten Augen ein stilles aber inniges Gebet, das er laut mit den Worten schloß: „O du einziges, wahrhaftes Licht, erbarme dich mein!“ War es nun Zufall, oder war der Henker selbst von der Unschuld des Delinquenten überzeugt, oder wollte Gott selbst ein Zeugniß seiner Unschuld geben, genug, die Hinrichtung lief unglücklich ab, indem der Nachrichter den ersten Schwertstreich verfehlte, aber schnell sich fassend, den zweiten glücklicher ausführte.

H. Klinger, ein Jugendgenosse Göthe's. 1775.

Von Friedrich Steinmann.

Der Verfasser dieser Mittheilung befindet sich in einer ganz absonderlichen Lage, indem er eine biographische Charakteristik eines Jugendgenossen Göthe's zu liefern sich vorgesetzt hat, von welchem er wenig mehr als den in der Ueberschrift bezeichneten Namen: H. Klinger, und von der darunter befindlichen Jahreszahl 1775 nur weiß, daß in diesem Jahre zwei dramatische Productionen desselben zu Leipzig im Druck erschienen sind, die den Titel führen: „Das leidende Weib“ und „Otto“, beide Trauerspiele.

Der obigen Jahreszahl zufolge war der Dichter ein Zeit- und Jugendgenosse Göthe's. Eine gleichzeitige Kritik bezeichnet ihn als einen „Studirenden zu Gießen“, und eine gleichfalls gleichzeitige, polemisch wider ihn und sein zuerst genanntes Trauerspiel gerichtete Flugschrift sagt von ihm: „Er ist erst ein halbes Jahr von der Frankfurter Schule.“ Diese wenigen Worte geben viel biographisches Licht über Geburt, Vaterland und Alter des Dichters. Darnach war er aus Frankfurt gebürtig, mithin ein Landsmann Göthe's, hatte wenigstens die höhere Schule zu Frankfurt besucht, war aber jünger an Jahren als Göthe, denn er studirte noch zu Gießen im Jahre 1775, während Göthe schon 1768 den akademischen Course beendete, und am Ende des Jahres 1775 in die Dienste des Herzogs von Weimar trat. Sehr jung trat hiernach H. Klinger als dramatischer Dichter auf mit zwei Trauerspielen im Verlage der Weygand'schen Buchhandlung zu Leipzig, welche auch Göthe's Werther und einige Dramen von Lenz kurz zuvor verlegt hatte. Ob hieraus auf eine persönliche Verbindung und Bekanntschaft zwischen dem jugendlichen Dichter und Göthe und Lenz zu schließen, könnte gewagt erscheinen, und dieses um so mehr, als Göthe in seinem Leben desselben mit keiner Sylbe erwähnt, und sich auch sonst nirgend eine darauf hindeutende Spur findet.

Otto. Ein Trauerspiel. (Leipzig, bei Weygand, 1775.) Also lautet der Titel des Stückes ohne Nennung des Namens des Verfassers. In einer gleichzeitigen kritischen Anzeige dieses dramatischen Products im deutschen Merkur (1775. Drittes Vierteljahr. S. 178.) wird es dem Verfasser des im selben Jahre gleichfalls ohne Angabe des Namens des Dichters erschienenen Trauerspiels: Das leidende Weib, beigelegt, und dieser als ein Nachahmer von Lenz bezeichnet. Tieck (in seinem Vorwort zu der von ihm veranstalteten Sammlung der Schriften von Lenz, S. 122.) legt es dem Letzteren bei; die Gründe dafür sind indeß mehr als leicht und entbehren durchaus allen kritischen Scharffinnes, indem er sagt:

„Dieses Schauspiel (das leidende Weib) fand unter den alten Verlagsartikeln der früheren Handlung der jetzige Verleger und erkannte

es sogleich als eine Arbeit unseres Lenz. (!) Einige haben es Klinger (Maximilian Friedrich) zuschreiben wollen; aber abgesehen, daß es Ton und Manier dieses Autors gar nicht hat, so ist nicht zu begreifen, warum Klinger in seine Sammlung, in welcher „Sturm und Drang“ und „Simone Grisaldi“ erschien, nicht auch dieses weit bessere Schauspiel hätte aufnehmen sollen. Es hat auch ganz den Ton und die Manier unseres Lenz, und bei vielen Gebrechen große Schönheiten, neben krampfhafter Uebertreibung viel Wahrheit und Natur. Der Doctor, der hier erscheint, soll wohl ein Portrait von Göthe sein. In Wieland's Werken wird das Stück einem Nachahmer Lenzens zugeschrieben; doch ist dies vielleicht nur schonende Bitterkeit eines Freundes Wieland's, der wegen Angriffe auf diesen unter diesem Schein der Unwissenheit jenen besser ergreifen und den Freund vertheidigen konnte. Denn ist das Stück nicht von Lenz — von wem? — Wer konnte seine Art so nachahmen? — In derselben Kritik wird auch das Trauerspiel: Otto als von demselben Verfasser herrührend genannt, welches ich, wie sehr ich mich bemühte, nicht habe erhalten können. Nach Einigen soll dasselbe auch von Klinger sein. Nur die eigene Prüfung könnte mir eins oder das andere wahrscheinlich machen.“ Soweit Tieck's nichts weniger als kritisches Raisonnement. —

Der Verfasser beider Dramen ist indeß außer allem Zweifel. Der Gothaische Theaterkalender von Reichard nennt ihn in dem für 1775 mitgetheilten Verzeichniß der erschienenen dramatischen Boessten ausdrücklich: H. Klinger. Außerdem erschien im selben Jahre eine Flugschrift unter dem Titel: „Die frohe Frau. Ein Schauspiel, schicklich aufzuführen nach der leidenden Frau.“ (Offenbach und Frankfurt.) ein abgeschmacktes Gewäsch zwischen Komödianten, Studenten, zwei Zuschauerinnen, einem Kritiker und Bedienten über „die leidende Frau“ und von dem Verfasser der Letzteren heißt es wörtlich darin: „Er studirt zu Gießen und heißt Klinger. Er nimmt sich sehr viel heraus. Er ist erst ein halbes Jahr von der Frankfurter Schule.“ *) Ter-

*) Desto mehr Verdienst, desto größeres Lob für ihn.

gum et vicinae partes de severiori disciplina adhuc calent.“ Als Verfasser des „Otto“ nennt das obengedachte Verzeichniß im Theaterkalender ebenfalls H. Klinger. Und somit unterliegt die Richtigkeit des Namens keinem gegründeten Bedenken. Ueber beide Trauerspiele sind zwei gleichzeitige Kritiken vorhanden, in der Allgemeinen deutschen Bibliothek *) und im deutschen Merkur. **)

Das leidende Weib — sagt die Allgemeine deutsche Bibliothek — ist das Werk eines jungen Mannes, bei dem die Aufwallungen jugendlicher Hitze noch in der ersten Gährung sind. Alles, seine Charaktere, die unstete Zeichnung derselben, seine Gesinnungen, sein brausender Eifer gegen den Zwang des Hofes und der Kritik, die Sprache seiner Personen, die Häufung unzusammenhängender Handlungen ohne alle Beziehung, die Ungeduld, mit der er von einer Scene zur andern, ganz entlegenen forteilt, der Mangel der Ausführung und die Unentschiedenheit der angelegten vielen Handlungen am Ausgange des Stücks, Alles hat das Gepräge dieser ungezähmten Hitze. Es müßte uns alle Schriftstellerphysiognomik trügen, wenn wir uns in dem Argwohn einer großen Selbstgefälligkeit bei dem Verfasser irren sollten, die hie und da durchzuschimmern scheint.

Der Inhalt des Stücks — wir meinen den Hauptinhalt — die Liebe Brand's und der Gesandtin, könnte vielleicht durch eine bessere Bearbeitung sehr interessant werden; hier aber ist Alles so schielend, so widersinnig, so abenteuerlich geworden. Den Nachahmer des Hofmeisters ***) sieht man überall. Sonst glaubte man, wenn man an einem jungen Dichter Spuren der knechtischen Nachahmung entdeckte, er verspräche nicht ein sonderliches Genie. Jetzt gilt nicht allein Nachahmen, sondern auch wohl Abschreiben, wenn es nur auf ausschweifende und abenteuerliche Art geschieht. Und doch wagen wir es, dieser ganzen Art der dramatischen Schriftstellerei keine sonderliche Dauer zu versprechen. Mit allen den Kinderscenen, mit allem Eifer gegen vergrößerte

*) Band 27, Stück 2, S. 384—87.

**) 1775, drittes Vierteljahr, S. 177—180.

***) Trauerspiel von J. M. R. Lenz.

Vorurtheile, mit allem Spott gegen schöne Geister und gehässigen Anspielungen auf berühmte Schriftsteller, mit all den Auftritten der Naserei, des Mordes und dergleichen ist es wahrlich nicht gethan. Diese Säckelchen sind einförmiger, als mancher Schriftsteller denkt. Man wird ihrer sehr bald überdrüssig, und statt daß sie uns stärker erschüttern sollten, werden wir dadurch eben so geschwind und zuweilen noch geschwinder, als durch gewisse regelhafte Scenen zum Gähnen gebracht.

Der Verfasser des leidenden Weibes wie des Otto ist, wie wir hören, ein Studirender zu Gießen, Namens Klinger. Die Recension darüber im deutschen Merkur lautet also:

Eine Art von Fair Penitent hat uns der Verfasser des leidenden Weibes geben wollen. Bei der Form, in der er es gegeben, brauche ich mich nicht zu verweilen, da es die Form des Hofmeisters und des neuen Menoza ist, über die sich der Merkur bereits erklärt hat. Je bequemer sie unstreitig für die jugendliche Ungebundenheit sein mag, desto eher hat sie der Verfasser dieses Dramas gewählt, bei dem man eben so viel Spuren von der Begierde, Lenzen nachzuahmen, als Merkmale der Jugend findet. Es gebriecht seiner Imagination nicht an allerlei Vorrath, den er nur noch zu bunt unter einander wirft; und je zuweilen trifft er einmal den Ton der Empfindung. Aber gegen sein Muster ist er Mondlicht gegen Sonnenglanz; seine Sprache minder reichhaltig und originell, die Charaktere weniger ausgeführt. Dadurch, daß er viele an sich feurige Charaktere aufgestellt hat, ersetzt er einigermaßen sein Unvermögen, sie zu beleben. Wo Wärme und Enthusiasmus erfordert wird, leuchtet die Mühe, sich hinein zu versetzen, sichtlich hervor; Schwärmerei und Vorsatz zu copiren können sich nie zusammen vertragen. Die Wirkung des Gewissens, das Gefühl der verlorenen Unschuld, war für die Kräfte des Verfassers noch ein zu schwerer Gegenstand. — Der Nachahmungssucht schreibe ich auch die unartigen Ausfälle zu, die der rüstige Knabe auf Wieland gethan, über die ich übrigens hier desto weniger zu urtheilen brauche, da die Leser des Merkur die Gesinnungen des Herausgebers über diesen Punkt kennen. Nach Lenzen's Beispiele sind dem Verfasser schöne Geister und Nachbeter

willkürlicher Regeln eins, spottet er über alle Theorie, erklärt die Lectüre der Poeten überhaupt für verderblich. Weil Lenz Paradoxen liebt, so mußte auch er dergleichen predigen, z. B. „man soll den jungen Leuten im sechzehnten Jahr eine Maitresse geben“, — „für Klopstock ist es der größte Ruhm, daß wir ihn nicht fassen und mit ihm fühlen können,“ u. dergl. Da Lenz in gewissen Dingen Energie sucht, die andre Unanständigkeiten nennen, so bringt auch er Maidels und Quark, Roth und Teufel an, wo er nur kann. — Lessing's „entblätterte Rose“ ist von Neuem zerzaust worden. — Nur noch das Urtheil des Verfassers (denn Sentiments und Maximen sind in allen solchen Stücken wichtiger, als Plan) über Werther: „Könnt ich ihnen doch Allen das Gehirn austreten, die für oder darwider schreiben! Ach, wie wißt ihr, was im Menschen vorgeht zur selben Zeit? So lange er Kraft hat, sich zu soutenir, bleibt er auch gewiß. Uebersteigt sie seine Eitelkeiten, Selbstigkeiten — das läßt sich nicht angeben. Bedauert ihn, er mußte wohl losreißen. Da liegts eben, daß wir das Leiden des krümmenden Wurms, in dem sichs peinlich wälzt, nur in der Ferne sehen, dann erst sehen, wenn er schon weg ist.“ In einem andern Stück, von demselben Verfasser, „Otto“ betitelt, durchkreuzt sich Alles noch weit mehr, und der hin und her gerissene Leser findet nur selten ein Ruheplätzchen, wo es der Mühe werth wäre, zu verweilen. Zwischen vier Personen, einem Herzog Friedrich, einem Karl, einem Otto, einem Hungen, schwankt das Interesse hin und her, und wenn ja unter diesen für Einen entschieden werden sollte, so würde es nicht Otto, sondern Herzog Friedrich sein. Krieger und Pfaffen, und bekannte Charaktere aus ihnen, in einer bekannten Manier, mit sparsamen neuen eignen Zügen geschildert, können keine außerordentliche Wirkung thun. Otto ist nicht der Kaiser aus der Geschichte, sondern ein Ritter von des Verfassers Schöpfung, der, außer ein wenig Rittersprache (die Unterredung mit seinem Pferd hat mir am meisten gefallen) nichts Anziehendes hat. Sein Bahnwitz erregt weder Mitleiden, da uns die Liebe, die ihn veranlaßt, nicht interessant gemacht worden (wie denn die Scenen der Liebe überhaupt in diesem Stücke außerordent-

lich kalt sind), noch Bewunderung, da man dadurch an die ganz anders geschilderte Raserei des Königs Lear erinnert wird. Uebrigens werden alle die, welche mit Götz von Berlichingen bekannt sind, alle Augenblicke nur einen schwachen Widerschein dessen bemerken, was sie dort bewunderten. Götz selbst ist in den Otto, in den Wieburg (den Plaindealer) und in den Hungen vertheilt. Elisabeth heißt hier Adelheit, und erweckt weniger Hochachtung. Marie ist in Giselle verwandelt. Adelheit, oder vielmehr nur ihr Schatten, erscheint unter dem Namen Gianette. Normann soll den Weißlingen vorstellen, aber Weißlingen ist feiner. Göthens Bischoff ist viel charakteristischer, als hier Adalbert. Georg lebt in Hansen wieder auf. Die Stelle des heimlichen Gerichts vertritt die Inquisition. Sogar die Beschreibung, die das Mädchen der Adelheit von Götz macht, wendet hier ein Mädchen auf den Otto an. Konrad der Bigotte, der betende Einsiedler, die weissagende Alte und der Schwur sind dasjenige, was ich des Verfassers Eigenthum nennen kann, und was den meisten Eindruck auf mich gemacht hat. Ein Greis, von seinen Kindern verstoßen, und seine Kinder durch Pfaffen aufgehetzt, machen den Hauptinhalt aus und erinnern sogleich an die Geschichte des Königs Lear.

Es war zu vermuthen — heißt es in der Allgemeinen deutschen Bibliothek über das Trauerspiel Otto — daß die wilde, regellose Manier einiger neueren deutschen Schauspiele gar bald viele Nachahmer finden würde, um so mehr, je geneigter junge Leute, sich allen kritischen Zwanges zu entsagen, sind, und je sicherer eine neue und ungewöhnliche Gattung bei einem leicht in Erstaunen und Bewunderung gesetzten Hausen angefaßt wird. Ohne den Vorgang des Götz von Berlichingen wäre gegenwärtiges Trauerspiel gewiß nicht entstanden, die Nachahmung ist durchgehends sehr auffallend, wenn gleich die Schönheiten geringer und seltener sind. Hingegen sind auch manche Eigenthümlichkeiten des Urbildes, die wir nun eben nicht zu den Schönheiten desselben rechnen können, in die Copie übertragen, deren Verfasser jedoch mit eigenem Genie gearbeitet hat. Aber freilich würde die Zucht der Kritik ihn zurückgehalten haben, seine Arbeit, so wie sie da

ist, nicht gleich den Augen der Welt darzustellen, mehr Harmonie und Beziehung der Theile hinzubringen, um die Wirkung und Schönheit des Ganzen zu erhöhen, declamatorische Festigkeit nicht für Sprache der innigen Kinderschaft zu halten, dem Ausdruck mehr Mannichfaltigkeit, Abänderung und stufenweise Steigerung zu geben, da sie jetzt durch eine zu anhaltende Stärke eintönend und ermüdend wird, das Herz des Lesers mehr durch einziges Interesse zu fesseln, sein Auge auf einen Hauptgegenstand zu ziehen und alle Nebenumstände zur lebhafteren Darstellung dieses Hauptgegenstandes gemeinschaftlich wirken zu lassen. Man lese des unsterblichen Shakespeares König Lear und dann diesen Otto, in dem die Hauptsache aus dem Shakespeare'schen Trauerspiel sichtlich genommen ist, und sehe, wie hier Alles schief, was dort grade ist.

Die Bajadere und der Löwe.

Der König Abbas hört die Kunde:
Wie übel anvertraut das Gut,
Das in des Sohnes Händen ruht.
Er hörte, wie im feilen Bunde
Mit Bajadere Leidenschaft,
Mit Schmeichlerlist und Heuchlermunde
Des Thronerben Geist erschläft:
Wie an des Harems niedre Knechte
Verrathen seines Volkes Rechte.

Darob von Chorasan berufen,
Das er bisher verwaltet hat,
Zieht Hassan in die Königsstadt,
Und alles Volk mit Jubelrufen
Begrüßt des Prinzen Gegenwart.
Ob seiner an des Thrones Stufen
Ein ähnliches Willkommen harret? —
Er kann es kaum zu hoffen wagen,
Denn Arges hat sich zugetragen.

Doch sieh! — der König scheint der Beste
Der Väter für der Söhne Schuld:
Er schenkt ihm seine ganze Huld
Und zieht herbei viel hohe Gäste

Vom Fürsten- und Vasallenbund,
 Und thut dem Volk durch Freudenfeste
 Die eigne hohe Freude kund.
 Da Schweigen aller Länder Klagen:
 Kein Laut mag sich zum Throne wagen.

Und stattlich winkt der Bühne Prangen,
 Die für der Spiele Augenlust
 Auf weitem, glatten Sande fußt
 Dem aufgeregten Volksverlangen,
 Das wie des Meeres Brandung schwoll.
 Denn das Gerücht war ausgegangen:
 Des Prinzen stärkster Löwe soll
 Im Kampf mit Tiger, Hund und Bären
 Die angestammte Kraft bewähren.

Längst war kein solcher Tag erschienen.
 Ganz Ispahan schien, übersät
 Von bunter Meng', ein Blumenbeet,
 Durchsummt vom Volke reger Bienen.
 Und wie sich nun der König bald,
 Umringt von seinen Palatinen
 Und Hassan's junger Kraftgestalt,
 Auf hohem Schaugerüste zeigt
 Und seinen goldnen Stuhl besteiget,

Da tönt Trompetenschall. Es springet
 Weit auf des Zwingers Eisenthor;
 Und ernst und langsam tritt hervor
 Der Thiere König; horcht und dringet
 Zur Mitte vor; schickt weit die Gluth
 Des Schreckenblicks umher und schlinget
 Den Schweif um seinen Leib und ruht.
 Drauf grimmig, von der Wuth gehehet,
 Ein Tiger durch die Pforte sehet.

Und stürmend her im weiten Sprunge,
 Wird er den Löwen kaum gewahr,
 Da steht er still und sträubt das Haar,
 Bewegt den Schweif im wilden Schwunge
 Und fletscht das weite Mordgebiß,
 Und heult und sprüht von blut'ger Zunge —
 Noch feucht vom Raub, den er zerriß —
 Zum Herrn der Wüste wild herüber
 Und legt sich lauernd drauf gegenüber.

Und wie vor nahem Schlachtgebrause
 Der Landmann seinen Pflug vergißt
 Und bangen Blicks die Feinde mißt,
 So schaut im offenen Bühnenhause
 Die Menge nieder auf den Sand,
 Wo Beide sich in langer Pause
 Begegnen mit der Blicke Brand,
 Und nur der Jugend Feuerwille
 Verwünscht die öde, bange Stille:

„Auf, auf, du träger Leu und munter!
 Fall an den Feind, du feiger Wicht!“ —
 So tönt der Ehane Ruf, so spricht
 Mit Ungebuld der Prinz herunter;
 Er liebt das feige Säumen nicht.
 Es wird das Lärmen lauter, bunter.
 Man wirft dem Löwen in's Gesicht
 Und spottet sein mit bitterm Hohne.
 Da spricht zum zornbewegtem Sohne

Der Fürst: „Du künft'ger König! merke
 Dort an des Thieres träger Raft,
 Wie müß'ge Kraft der Welt verhaßt:
 Allah begabt mit Muth und Stärke
 Vor Allem eines Mannes Brust
 Und fordert mehr von ihm, als Werke
 Des Augenblicks, der Sinnenlust.
 Er soll des Muthes Stachel schärfen
 Und kühn das Arge von sich werfen.“ —

Erglühend hört's der Prinz und wendet
 Sich stumm und leicht verneigend ab.
 Da stürzt der Knechte Faust herab
 Ein Lamm, der Thiere Wuth gespendet;
 Und furchtbar schnell, wie Wetterstrahl
 Aus weiter Fern' zum Ziel gesendet,
 Erhaschen sie den Raub zumal
 Und lassen ihn im Nu und fallen
 Sich wüthend an mit Zäh'n und Krallen;

Und flieh'n sich drauf und stehn und heulen
 Im langen, fürchterlichen Chor;
 Dann springt der Feind am Feind' empor
 Und ringen beide sich, zu Knäulen
 Verstrickt, fortrollend in den Sand,
 Und scheinen gleiche Kraft zu theilen:
 Denn der ist stark und der gewandt;
 Bis endlich mit gewalt'ger Taze
 Der Löwe fällt die Riesenfaze. — —

Ein zweites Thor wird aufgeschlossen:
 Ein linkes, starkes Doggenpaar
 Stellt muthig sich zum Kampfe dar.
 Laut bellend kommt es hergeschossen
 Und packet links und rechts mit Wuth.
 Der Löwe wehrt sich unverdrossen
 Und Einer stirbt in seinem Blut;
 Den Andern mit des Schmerzes Heulen
 Sieht man darauf der Pfort' enteilen.

Und kaum kann sich der Leu erholen
 Vom angestregten Ringen ganz,
 Da schreitet, wie ein Mummenschanz
 Mit breiten, tölpelhaften Schten

Herein ein ungeheurer Bär;
Der bäumt und hebet mit dem hohlen
Gebrüll des Nord's die Tagen schwer;
Doch wie er auch sich grimmig stellet —
Im Nu hat ihn der Feu gefällt.

Nun schüttelt er die langen Mähnen
Und schaut sich um in stolzer Ruh.
Es ruft das Volk ihm Beifall zu.
Da weit des Thores Flügel gähnen:
Der Löwe stugt, die Menge lauscht
Und harret des neuen Spiels mit Sehnen
Und ist, von wilder Lust berauscht,
Besorgt, ob auch ein Feind sich fände,
Der länger, kühner widerstände. —

Wohl wär' dem Sieger Ruh' zu gönnen;
Doch Ungemeines fordert man
Von dem, der Großes schon gethan:
Der Große soll das Größte können;
So will die ungestüme Welt —
Der Held im Thatendrang entbrennen
So lang' die starke Sehne hält:
Denn schmücken sie nicht neue Lenze —
Schnell bleicht die Zeit des Lorbeers Kränze. —

Und als von Neuem soll beginnen
Das Spiel auf Abbas Nachtgeheiß,
Da — in des Löwen blut'gen Kreis —
Raum trauet man den eignen Sinnen —
Tritt leicht und feck ein junges Weib.
Es tanzt mit frevelndem Beginnen
Rings um des Riesenthieres Leib
Und trägt, als gält's ein Lämmlein binden,
Mit Blumen sich und Laubgewinden.

Ein Stäblein nur von spikem Eisen
Ist seiner Hände schwache Wehr:
So tritt es lustig zu ihm her
Und kost und singt in frohen Weisen
Und spricht: „Du starkes Königsthier!
Ich höre deine Thaten preisen;
Drum, blut'ger Held! vergönne mir,
Daß meine Hand, wie sich's gebühret,
Den Kranz dir weih', der Sieger zieret.“ —

Und matter wird der Augen Lohen.
Die Mähne sinkt und glättet sich,
Und was dem Kühnsten fürchterlich,
Der Löwenstimme wildes Drohen,
Dem Donner gleich, der sturmgefaßt
In ferner Wälder Nacht geflohen —
Es schweigt und ruht und scheineth fast,
Als ob der Thiere Fürst wohl wisse,
Wie Frauen man begegnen müsse.

Denn ruhig läßt er es geschehen,
Daß jene immer näher schleicht
Und listig kost und klopft und streicht,
Bis sie den Augenblick ersehen,
Der seine Wildheit abgespannt
Und ihm vom Haupt bis zu den Behen
Mit ihren Blumenflechten band;
Und ruhig liegt die Kraft des Leuens;
Er scheint des Schmuckes sich zu freuen:

„Ha!“ ruft sie jetzt mit Hoheslachen:
„Schau, stolze Wälder-Majestät,
Wie herrlich dir die Kette steht! —
Dich zwinget nicht des Tigers Rachen,
Nicht Bärengrimm und Doggenzahn.
Du bändest mit dem Höllendrachen
In deiner kräft'gen Wildheit an!
Versuch' es nun mit mir und ringe.
Ein Weib erlangt oft Wunderdinge!“ —

Doch wie ein Felsen unverrückt,
Den tosendrings in Schaum und Gischt
Der wilde Katarakt umzischt,
Liegt ruhig Sieger Feu und blicket
Bald auf die ungewohnte Bier,
Die Hals und Branken eng verstricket,
Bald wie verwundert auf zu ihr,
Die ihn geschmückt, und Hassan staunet,
Daß heut' sein Feu so gut gelaunet.

„Seht!“ ruft man, „was mit schwachen Händen
Die schlaue Kunst der Frau vermocht! —
Da liegt der Held, der grimmig focht,
Wie Simson in Delilla's Händen!
Was wird sie nun beginnen doch?
Wird auch das Wagstück glücklich enden?“ —
Und als man kaum gesprochen noch,
Da hebet sie im Uebermuthe
Mit droh'nder Hand die Eisenruthe.

„Ha!“ ruft sie, während wie versteinet
Die Menge auf sie niederstaunt:
„Und bist Du noch so gut gelaunt!
So friedlich ist es nicht gemeinet.
Auf! stelle dich, du Ungethüm!“ —
Und ihre ganze Kraft vercinet
Zu Hieb und Stoß mit Ungeßüm,
Entflammt sie ihn zu furchtbar'm Grimme,
Daß grausend hallt die Donnerstimme:

„Hinweg, Unsel'ge! fort! — Verloren
Bist Du im nächsten Schreckens-Nu.“ —
Doch diese winkt dem Volke zu,
Als sei sie todesfrei geboren.

Und als sich auf der Löwe rang,
Da drang es hell zu Aller Ohren
Wie Kettenklirr'n und Eisenklang,
Und klar ward nun die List der Argen
Und was die Blumenflechten bargen.

Bergebens will das Thier entweichen
Und tobt und rast in seiner Haft:
Gelähmt ist schmählich seine Kraft;
Und unter qualenvollen Streichen
Heult, wüthet es im Grimm' und Schmerz
Und füllt mit Grausen, sonder gleichen
Und bangem Mitleid jedes Herz.
Da murr't, da murmelt dumpf die Menge,
Die Pforten füllt ein wild Gedränge.

Und Hassan schaut mit Grimm hernieder;
Und fragend sucht des Auges Blick
Des Perserkönigs dunklen Sitz.
Die Lippe bebt; die starken Glieder
Durchzuckt es, wie mit Fiebers Wuth,
Und als sein Löwe brüllet wieder,
Da sprüht sein Auge Todesgluth:
„Ha! — Rache Dir, von meinen Händen.
So schimpflich soll mein Leu nicht enden!“ —

Und rasch entfunkelt seiner Rechten
Der blanke Stahl, und selbst ein Leu,
Will er, dem Zug des Herzens treu,
Das Ehrenrecht des Leu'n verfechten;
Will rasch hinab; mit einem Zug
Zerschmettern Weib und Eisenflechten;
Da hemmet seiner Schritte Flug
Der greise Fürst und spricht: „Du, bleibe!
Das Spiel dient nicht dem Zeitvertreiber!“

So schimpflich soll mein Leu nicht enden! —
So ruffst Du aus. Wohlan! — Das Thier
Spielt Deine Rolle in Gulnir! —
Wie Du, in feiler Dirnen Händen;
Wie Du, von Schmeichlerlist bethört.
Wie Du, bemüht den Ruhm zu schänden,
Der einem Heldenstamm' gehört —
Kann Dir der Saphi Thron gebühren? —
Kann auch ein Wüßling Völker führen? —

Nicht zwecklos steigt auf Persiens Wappen
Dort hinter'm Leu die Sonn' empor. —
Die Macht der Krone ist ein Rohr
Zum Spiel für Weiber und Satrapen
Und zu der Völker tiefstem Leid',
Sobald sie läßt im Finstern tappen
Die Binde der Befangenheit.
Geburt und Glück sind Kronenspender,
Doch unverdient, nur Wiegenbänder.

Zwar forscht ich aus mit allem Fleiße:
Du möchtest gern ein Löwe sein.
Du schlägst, ich weiß es, muthig drein
Und duldest nichts in Deinem Gleise,
Was trotzig sich entgegenstemmt;
Doch was mit List, nach Schlangenweise
Verstohlen hergeschlichen kömmt,
Das lässest achtlos Du gewähren,
Als köonest Weisheit Du entbehren.

O nein! — daß Dir der Thron gehöre
Verdiene! — Reiß' Dich kräftig los
Vom Selbsttrug, aus der Lüste Schooß! —
Wohlan! — Vor allem Volke schwöre,
Vor ihm, das auf Dich hofft, Dich liebt
Und dem Du einst, ein Stern der Ehre,
Voran sollst leuchten ungetrübt —
Schwör' bei dem Haupte des Propheten
Des Lebens Pfad neu zu betreten!“ —

So hält im Throneszelle oben
Des Königs feierliches Wort
An Hassan's Ohr, als man sofort
Hochauf den Vorhang siehet schweben,
Und ungeheurer Jubelton
Aufjauchzt im bunten Bühnenleben:
Man sieht den jungen Königssohn
Am Herzen seines Vaters liegen
Und Brust an Brust sich innig schmiegen.

Noch hält er hoch den Arm zum Himmel,
Durchzuckt von heil'gen Eides Kraft.
Die Linke, wie der Fahne Schaft
Der Held umfaßt im Kampfgetümmel,
Drückt an die Brust des Vaters Hand.
Und rings des Volkes dicht Gewimmel,
Die Blicke all' empor gewandt,
Bricht los mit Donnersturmes Kreisen:
„Heil uns'rem König, uns'rem Weisen!“ —

M ä f e r.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Steiermark im December 1845.

Es ließe sich in unserer schönen Hauptstadt Graz wohl recht angenehm leben, würde nicht die hierarchische Arroganz, welche hier im höchsten Grade herrscht, ein

alltägliches Aergerniß geben und uns dadurch erinnern, daß wir leider noch immer unter der römischen Geißel ächzen. Der hiesige Fürstbischof Z..... mischt sich unverschämt genug in alle Familienverhältnisse, und es ist noch nicht lange her, daß dieser würdige (?) Seelenhirt einen Mann wegen Ehesachen mit dem Kirchenbann belegte, trotz aller Vorstellungen der politischen Behörden, denen ein „Kirchenbann“ im Jahre 1845 doch gar zu lächerlich vorkam. Der Bischof liegt gegenwärtig auf den Tod krank, und in ganz Steiermark sind heilige Messen anbefohlen worden, in welchen täglich um die Erhaltung dieses ächten Römings gebetet werden soll; daß aber auch die Grazer diese Bitte zum Himmel schicken, glaube ich schwerlich.

Auch in der Kreisstadt Judenburg hat sich erst kürzlich wieder ein trauriger Beweis obscuren Pfaffenthums ereignet. Die Leiche eines österreichischen Lieutnants, welcher sich in benannter Stadt aus Lebensüberdruß erschoss, sollte nämlich von der dortigen Geistlichkeit durchaus nicht mit der üblichen kirchlichen Ceremonie beerdigt werden, und nur nach Erklärung der Aerzte, daß der Verbliebene die That im Wahnsinne beging, ließen sich die würdigen Herren bewegen, der Leiche ein Plätzchen im Friedhofe zu gönnen.

Ein Priester aus dem Benedictinerorden zu Admont, welcher an dem Judenburger Gymnasium die Stelle eines Professors bekleidet, sagte von dem Ratheder herab zu den Studirenden folgende erbauliche Worte: „Sie können heute die Leiche des Lieutnants Z... begleiten, aber er starb durch einen schändlichen Selbstmord, und ich gehe auf keinen Fall mit und hoffe, daß Sie meinem Beispiele folgen werden.“ Trotz dieser Rede begleitete doch ein großer Theil der Studenten nebst sämtlichen Bürgern und Notabilitäten der Stadt, welche keineswegs die Gesinnung mit ihrem Seelenhirten theilten, das Conduct, und zur Ehre der übrigen geistlichen Herren Professoren des Gymnasiums sei es gesagt, daß sie sammt ihrem allgemein geachteten Praefecten den Leichenzug bis zur Grabstätte begleiteten.

In dem benachbarten Klagenfurt im Herzogthum Kärnthen hat sich im Monat November d. J. ein Geistlicher aus dem Benedictinerstifte Sct.-Paul, welcher eine Professorstelle am Lyceum zu Klagenfurt bekleidete, aus unbekanntem Ursachen erschossen. Der genannte Priester wurde gegen vierzehn Tage vermißt, und man glaubte bereits, daß er dem Beispiele seines frühern Collegen Eduard Pipis gefolgt sei, welcher etwa vor sechs Jahren aus dem Kloster entwich und in die Schweiz ging, woselbst er mehrere treffliche Broschüren, als: „Fragmente aus Desterreich“, „Schwarze Bieder“ u. A. m., veröffentlichte. — Erst am 16. Tage nach seiner Abwesenheit wurde er zwei Stunden unter Klagenfurt von zwei Kugeln durchbohrt gefunden. Welches Aussehen dieser Selbstmord im ganzen Lande und unter der Geistlichkeit machte, läßt sich leicht den-

ken. Der Todte hinterließ ein Vermögen von 6000 Gulden C. M., welches seinen dürftigen Verwandten zufiel.

Der am 3. Decbr. d. J. versammelte Ausschuß des Lesevereins am Joanneum in Graz, welcher die gediegensten Journale Deutschlands — darunter auch die geschätzte „Abendzeitung“ — hält, hat auf polizeilichen Befehl beschließen müssen, die in den österreichischen Staaten streng verbotenen Blätter, als: „Abendzeitung“ — „Grenzboten“ — „Charivari“ u. s. w., nicht so sehr unter das Publikum zu verbreiten und von nun an nur an Personen, welche in Graz wohnen und die vorerst der Polizeibehörde angegeben werden müssen, hinauszugeben und die frühere Versendung der Zeitschriften in die Provinzen zu unterlassen. Man murmelt, daß ebenfalls der Einfluß der Pfaffen diesen Beschluß hervorgebracht habe.

Wenn die geehrten Leser vernehmen, daß ich Eini- ges über die steiermärkische Literatur schreiben will, so wird Mancher glauben, ich habe den Verstand verloren. Steiermark und Literatur — sind zwei unvereinbare Gegenstände. Das hiesige Localblättchen, genannt „Istria“, von einem Herrn Dstbeller redigirt, besudelt sich mit dem schmutzigen Schlamm der erbärmlichen Nachdruckerei und bringt Feuilletonartikel und unerprobte Hausmittel, daß Einem ganz sauer zu Muthe wird. Ich begreife es gar nicht, wie man so einem Menschen die Redaction eines Blattes anvertrauen kann. Basta über dieses Misere. — Auch ein „Industrie- und Gewerbeblatt“ erscheint hier, welches unter der Redaction des Herrn Frankenstein den Anforderungen des Publikums so ziemlich entspricht.

Und nun über das Heer der heimischen Literaten.

Herr Ritter von Leithner und Zusner leisten im lyrischen Fache Verdienstliches.

Eine recht komische Erscheinung ist ein Hr. Schießler, über den sich jedoch kein hiesiger Literat wagt. Ich aber sage ganz offen, er ist Nichts als ein Kinderschriftsteller, dem ein Stück: „Belagerung von Prag“, bereits auf fünf Bühnen schmählich ausgepiffen wurde.

Ein Herr D. Stolle will sich hier auch in der literarischen Welt bemerkbar machen; er ist ein literarischer Taugenichts, der sich bereits in allen Fächern der Literatur versuchte, aber überall Fiasko machte. Va via Buffone!

Einige Anerkennung verdienen Pelzledrer (J. G. Lothar), Roggnerol und Carl Seidl, nebst Narcis Maitthal (Johann Schuller), welcher sich bereits mehrere Male im humoristischen Fache mit Glück versuchte.

Auch die lyrische Dichterin Föger-Rechtborn, geb. Siegeriß, beurfundet in ihren Gedichten, von denen sie eben jetzt einen Band im Drucke erscheinen läßt, ein Talent, das nicht gänzlich übergangen zu werden verdient.

Ueberdies giebt es noch eine Menge heillosen Scribenten, welche sich in dem hiesigen Localblatte herumtreiben; die beiden Namen Paul Jones (Erben) und Vincenz Sonntag sind hier Jedermann als außerordentliche Dummheitserstürmer bekannt.

Das Referat über das hiesige Theater befindet sich in den Händen eines Herrn Groder, ein Geisteskind,

welches im Stande ist, Nestroy für einen größeren Classifier als Schiller zu halten. Wenn man bedenkt, daß das Wohl und Wehe eines Künstlers in der bühnischen Willkühr eines solchen Scribenten liegt, so müssen wir manches rohe Betragen, das sich Schauspieler gegen Recensenten erlauben, einigermaßen entschuldigen.

Literatur und Kunst.

Das hohe Lied von Titus Ulrich.

(Berlin. C. G. v. Puttkammer. 1845.)

Was Großes und Herrliches die Gegenwart im Gebiete der Wissenschaft und Kunst hervorgebracht, mag immerhin von Denen verkannt werden, die in engherziger Bewunderung der großen Geister der nächsten wie fernsten Vergangenheit wohnen, die der Gegenwart gering achten zu müssen; sie hindern ja doch nicht den unausbleiblichen Sieg alles Wahren, Schönen und Guten, für den mit ihrer Schwärmerei die thatendurstige Jugend und jeder zu sicherer Weltanschauung gereifte Mann von Geist und edler Gesinnung in die Schranken tritt. Wer keine Sympathieen für die Gegenwart mit ihrem Wechsellampfe aller Elemente zu einem neuen geläuterten Leben hat, wird nimmer in dem hohen Liede von Titus Ulrich den Faust der Neuzeit erkennen, der auf die Schultern des Göthe'schen gestiegen, nicht wie dieser im Christenthume das versöhnende und die Räthsel lösende Element findet, sondern in dem Gott in der eignen Brust; er wird aus dem Motto: „Ein Jeder ist geboren König zu sein und Priester der eignen Gottnatur“, er wird aus diesem Motto des hohen Liedes gefährliche Grundsätze als Resultate der neuesten philosophischen Verirrungen herauslesen, und selbst wenn er der gewaltigen Sprache, den kühnen Gedanken und dem himmel-

anstürmenden Fluge der Poesie des Dichters Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, wird er des Dichters Werk als eine neue Proteus-Arbeit bemitleiden, wenn er als Slave von Beruf es nicht wohl gar verdammt. — Doch was haben wir mit ihnen zu schaffen? Verkünden wir lieber allen jenen Geistern, die freien Blickes über das niedere Alltagsleben schauen, in deren Herzen Raum für mehr als ein winziges Ich ist, die für alles Wahre, Schöne und Gute in heiliger Begeisterung flammen, — verkünden wir ihnen in dem Dichter des hohen Liedes einen Genius, der, ausgerüstet mit großem Talente, erstarkt im Kampfe mit sich und der Welt, erleuchtet von dem Lichte der Philosophie, in seiner ergreifenden Sprache alle Höhen und Tiefen der Menschenbrust enthüllt, Wort giebt dem, was wir bald dunkler, bald klarer fühlten, den Kampf und durchkämpfen läßt, den jeder edlere Mensch mehr oder weniger gekämpft, und endlich das Evangelium des Gottes in der Menschenbrust predigt, zu welchem sich frei und offen zu bekennen gegenüber der Heuchelei und der sittlichen Knechtschaft nicht ein bloßes Wort, nein eine weithinreichende That ist. Nicht einsam steht der Sänger solch hohen Liedes auf seiner Höhe! Wir verweisen ihn an die Sympathieen, die er in der Brust des in geistiger Freiheit entwickelten und waltenden Mannes weckt, und an die hoffnungsreiche Jugend der Jetztzeit, die dem dämmernden Morgen einer schöneren Zukunft näher ist als

wir! Ihr geben wir, nicht als Auswahl unter den schönsten und erhabensten Stellen, sondern zur Bezeichnung der Tendenz und des Geistes des aus fünf Theilen bestehenden Werkes, folgendes Gedicht zur Probe, welches den vierten Theil schließt.

J. B.

Stark braust der neue Glaube,
Er prüfet Herz und Kraft,
Der uns ein neues Jenseits
Im Treiben Diesseits schafft:
Das ist der Muth, der mitten
In Wahn und Elendsgraun
Noch kann auf große Zukunft
Und Erdenglück vertraun!

Schon blüht ein rosig Leuchten,
Das tiefste Schwarz zerrann:
Der Tag der Auferstehung,
Der jüngste Tag bricht an,
Der Tag, an dem die Geister
Sich endlich wieder neu
Verbinden mit den Leibern
Zu fester, heil'ger Treu!

Und wer an diesem Tage
Aufstürmt in junger Lust,
Die Stirn' symbolisch gipfelt,
Der Urkraft sich bewußt;
Und hoch im freien Aether,
Von seiner Welt umlacht,
In andrem Morgenscheine
Zum Gott ist auferwacht;

Wer sich in Himmelspiegeln
Erschaut und froh erkennt,
Und wieder sich der Erde
Stillfelig zugewandt,
Wem keuscher Stolz vestalisch
Bewahrt der Flammen Glühn,
Die auf der Wange schwellend
Der schönste Purpur blühn:

Der kann sein Knie nicht beugen
Wo man an Herren glaubt,
Der kann kein Zepter schwingen
Ob seines Bruders Haupt:
Er hat sich streng beschieden
Des eignen Heerds Monarch
Und blicket machtvoll nieder —
Ein sel'ger Patriarch!

So zeichn' ich diese Worte
Auf's neue Banner ein,

Die letzte, heil'ge Loesung
Auf schwerem Gang zu sein:
Es ist der Mensch geboren
Sich selbst zu herrschen nur,
Zu sein ein Priesterkönig
Der eignen Gottnatur!

Das ist ein Maas, zu messen
Ein gutes Schwert daran,
Zu werben um die Freiheit,
Zu sein ein voller Mann!
Was gleißt ihr armen Recken
Mit eurer Phrasen Tand?
Ihr dient, — ob Diese thronen,
Ob Jenen Macht zur Hand!

Einst eine Trümmerstätte
Wird all der Kunstbau sein,
Wo jetzt die tausend Pferche
Sich über-, unten reihn:
Die Völker wallen fürder,
Gesellschaft schließt den Bund,
Der ohne Zoll und Marken
Umfaßt der Erde Rund!

Der Weltbund — ohne Kränze
Für Heuchlereitelkeit,
Die keinen Himmelszins mehr
Dem Tugendwucher beut, —
Den Weltbund, der den Segen
Der Erde Allen läßt,
Und keine Goldtribute
Aus dürft'gen Händen preßt!

Denn — Jeder trägt die Freiheit,
Am Strand und hoch am Firn,
Er trägt wie einen Stern sie
Auf wolkenloser Stirn!
Und allen Wesen Friede
Beut seine Hand erfreut,
Weil höchste Macht dem Geiste
Allein den Frieden leiht!

Hoch! flattere hoch, mein Banner!
Sei's einem Heer zur Schlacht,
Sei's einem Pilgerzuge
Durch's letzte Grau der Nacht!
In's heil'ge Land! — Ob fern auch,
Fern hinter Berg und Thal, —
Dort glänzt der großen Zukunft
Allein'ges Ideal! —

Aus dem Leben eines Abenteurers. Von Julian Chowzig. Ulm, Mülling. 1845.

Wer Geschmack findet an den Fahrten eines Bruders Eiederlich, wer sich ergötzt an der platten Wischerei eines den Geistreichtum vergeblich affectirenden Autors, und durch wohlfeile Späße sich zufriedenstellen läßt, der wird vielleicht diese beiden Bände durchzulesen sich entschließen können. Wir haben es leider gethan, wie wir, trotz des als Baratounere in dem Zueignungs-

vorworte angebrachten Streifzuges gegen die Kritik, dem Verfasser versichern können; die dazu verwendeten Stunden müssen wir zu den unglücklichst verlorenen rechnen. Das Ganze ist eine üble Sudelei in Paul de Kock'scher Manier, nur daß die Rouerie hier ohne den feinen, französischen Glacehandschuh auftritt. Schade, daß solche Waare noch auf den deutschen Büchermarkt kommt; sie ist fast zu schlecht für Leihbibliothekensfutter. 26.

D r e s d e n .

Statistik der Dresdner Bühne für das Jahr 1845, mit Randglossen.

Es war am Sylvesterabende des nun auch im Strome der Zeit untergegangenen Jahres 1845, als wir — wie schon so oft — abermals eine Abänderung der beiden für diesen Tag angeetzten Bühnenstücke gewahrten. Wir sollten das freilich nun endlich schon nicht mehr auffallend finden. Das Publikum könnte doch nun endlich wohl an diese Launenhaftigkeit des Repertoirs, die in ihrer Consequenz wirklich der verzogensten Dame Ehre machen würde, gewöhnt sein; denn wahrhaftig, Westwind und Regenwetter ist in unserm guten Dresden beständiger, als das Repertoire, und man hat sich sogar schon zur Aufstellung des Paradoxon bewogen gefühlt, daß die Bekanntmachung desselben an die Mitglieder der Bühne oder in der Deutschen Allgemeinen Zeitung nichts weiter bezwecke, als die Aufzählung derjenigen Stücke, welche an den genannten Tagen nicht gegeben werden würden; es läßt sich auch wirklich mit ziemlicher Sicherheit Hundert gegen Eins wetten, daß der Fremde, welcher im Vertrauen auf jenes Verzeichniß zum Besuche irgend eines Stückes am festgesetzten Tage hier eintrifft, seine Reise vergeblich gemacht haben werde. Aber wie gesagt, es war Sylvesterabend. Und wer nicht ganz und gar in der Neugierlichkeit aufgegangen ist, wer nicht blind in den Tag hineinlebt, dem hat unstreitig der Schluß des Jahres eine tiefere Bedeutung, der fühlt sich unwillkürlich zu einem Rückblick in die Vergangenheit angeregt und kann — tritt da wie von selbst eine Ahnung der dem sterblichen Auge verhüllten Zukunft mit vor seine Seele — sich der Idee nicht ganz entschlagen, daß die dies fausti der Römer

denn doch nicht so ganz bedeutungslos gewesen, eben weil durch die Ereignisse, wie der Welt, so des einzelnen Menschenlebens, ein unverkennbar vorhandener, wenn auch seltener klar in's Bewußtsein tretender Faden sich hinzieht, der die Ursache mit der Wirkung oft sehr unmerklich, aber sicher, verkettet — dessen Beachtung nicht ohne Einfluß auf die Deutung der Zukunft bleibt. — Doch, keine derartigen Betrachtungen hier! Wer sie selber angestellt, dem ist ihre Wiederholung überflüssig — wer sie nicht nöthig erachtete, der wird sie hier nicht suchen! Uns gefiel es nicht, es schien von nicht sonderlich günstiger Vorbedeutung, daß auch der letzte Abend des scheidenden Jahres von jenem Wankelmuth nicht frei blieb, der eine charakteristische Eigenthümlichkeit unseres Repertoirs ausmacht, und der Erfolg zeigte bald, daß diese Ahnung nicht grundlos gewesen. Denn schon beim Beginn des neuen Jahres, am 2. Januar, wiederholte sich diese Erscheinung, indem an diesem Tage ein dreimaliger Wechsel der angeetzten Vorstellung stattfand, und auch am 3. erlebten wir dasselbe. Läßt sich denn das gar nicht ändern? Liegt die Schuld dieser Unzuverlässigkeit an dem Wankelmuth oder dem Eigensinne einzelner Mitglieder, oder am Mangel an Einsicht, Umsicht und Voraussicht der Regie?

Je lieber wir anerkennen, daß im Laufe des verwichenen Jahres die Thätigkeit der Besteren sich in erfreulicher Weise auf ihrem Gebiete bekundet hat, da sie mit unverkennbarem Fleiße, mit ernstem Eifer dahin gestrebt, allmählig ein den Anforderungen der Zeit entsprechendes Repertoire zu schaffen, mit Rücksicht auf das Neue, wie auf das bewährte Alte — denn eine größere Bühne muß auch, ohne engherzige Kassenpolitik, Trägerin des Classischen sein —, mit Rücksicht auf das nationale Element, wie auf die anerkennenswerthen

Schöpfungen des Auslands — so gern wir dies selbst dann noch anerkennen, wenn die Wahl so mancher Stücke, seien das nun neue, oder neueinstudierte, oder bloße Reprisen, hier und da wohl hätte eine andere sein, Werthvolleres uns hätte vorgeführt werden können, namentlich da der nicht günstige Erfolg in so manchen Fällen wohl vorherzusehen war: so müssen wir um so entschiedener jene Unzuverlässigkeit perhorresciren, müssen es bei Beginn eines neuen Jahres als um so bringendere Pflicht der Regie hinstellen, diesem Mangel abzuhelpen, als die Ehre des Instituts und die Achtung vor dem Publikum das unbedingt fordert. Hält man es ja nicht einmal der Mühe werth, vor Beginn der Darstellung eine solche, oft sehr spät erst erfolgte Abänderung dem im Theater anwesenden Publikum zu annonciren, jedenfalls eine Nonchalance, die ernste Rüge verdient.

Ebenso scheint man noch immer nicht sich entschließen zu wollen, mit der Verbesserung der Musik in den sehr langen Zwischenacten des Schauspiels endlich einmal vorzugehen. Abgesehen von der häufig sehr frappanten Trivialität und Erbärmlichkeit der vorgeführten, bis zum Ekel oft wiederholten Compositionen, ist auch nicht selten die Ausführung derselben — eben aus Langerweile der Executirenden selbst — eine so mangelhafte, daß ein anwesender Fremder nicht glauben könnte, es seien die Mitglieder der königlichen Kapelle, welche derartigen Ohrenschmaus — Ohrenzwang lieber — bereiten. Wir müssen immer auf's Neue darauf zurückkommen, daß es wohl angemessen und zweifelsohne nicht unausführbar wäre, einem andern Musikchore diese Zwischenactmusiken zu übertragen, und bei der Auswahl derselben streng auf Gutes und Passendes zu sehen. Die etwa dadurch verursachten Mehrausgaben würden sich erschwingen lassen, und ein kleiner pecuniärer Nachtheil reichlich ersetzt werden durch die für größere Productionen gewonnene, frischere Kraft der Kapellmitglieder, denen eine solche Erleichterung ihres sehr beschwerlichen Dienstes bei ihrer im Allgemeinen wahrhaftig nicht beneidenswerthen pecuniären Stellung wohl zu wünschen wäre, um sie in geistiger Regsamkeit, in künstlerischer Frische zu erhalten, und ihnen nicht die Musik ganz und gar zu verleiden.

Noch eines äußeren Uebelstandes wollen wir gedenken, der uns mit der Würde einer Hofbühne nicht im Einklang zu stehen scheint, nämlich des Löschens der Lampen im Innern des Hauses, bevor noch das Publikum vollständig die Räume verlassen hat. Trotz dieser Ersparniß an Gas, will man dennoch behaupten, daß das königliche Hoftheater jährlich für 1700 Thaler dieses Erleuchtungsmaterials mehr verbrauche, als es bezahle, indem dieses Deficit bisher aus Communalfonds gedeckt worden sei. Wir mögen die Wahrheit dieser öffentlich ausgesprochenen Behauptung nicht vollständig verbürgen, meinen indeß, daß jenes zu frühe

Löschen der Lampen eine bedeutende Ersparniß nicht herbeiführe. Auch würde freilich das Haus sich schneller leeren, wenn die in jeder Hinsicht un Zweckmäßig und ungeschickt angebrachten Garderoben für das Publikum eine andere Lage erhielten. Doch das gehört in das Capitel der mancherlei baulichen Uebelstände, welche bei unserm Theater sich vorfinden, und die vielleicht ein andermal ausführlicher gewürdigt werden, zumal es längst vielseitig anerkannt ist, daß man bei diesem kostbaren Bau die Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit der Schönheit und dem äußern Scheine nicht selten geopfert hat.

Ueber die Darstellungen im Allgemeinen ließe sich Manches sagen. Wir haben einzelne gesehen, die in Besetzung, und Abrundung des Spiels, in der gesammten mise en scène geradehin zu den vollendetsten gehörten, die nur eine Bühne herzustellen vermag, und so manches der vorgeführten Stücke hat sich nur durch diesen Fleiß gehalten und auf dem Repertoire erhalten. Aber wir sahen auch Vorstellungen, die so durchaus hattlos auseinanderfielen, so schreiende Mißgriffe in der Besetzung offenbarten, auf die äußerlich und innerlich so wenig Sorgfalt verwendet worden, daß ihr geringer Erfolg nicht mit Unrecht diesem Umstande darf zugeschrieben werden — Vorstellungen, welche mehr einer dramatischen Vorlesung des Souffleurs mit Echo gleichen, und welche jede Provinzialbühne besser gegeben haben würde. Das gilt, wie vom recitirenden Drama, so von der Oper, und bisweilen hat es uns fast scheinen wollen — 's ist möglich, daß wir irren —, als walteten dabei Rücksichten ob, die mit der künstlerischen Stellung und dem principiellen Streben des Instituts wie seiner Mitglieder in keinem merklichen Zusammenhange ständen! Das muß besser werden. —

Noch einen Mißgriff müssen wir berühren, der zwar überhaupt nur zweimal und auf besondere Veranlassung hin stattfand, unsers Dafürhaltens aber mit der Würde einer größern, mit reichen Mitteln ausgestatteten Hofbühne nicht wohl vereinbar ist, nämlich der Darstellung einzelner Scenen aus Dramen und Opern, die hier im verwichenen Jahre bei Gelegenheit zweier Gastspiele vorkam. (Wir haben, beiläufig bemerkt, in der unten folgenden statistischen Uebersicht aus hier nicht weiter zu entwickelnden Ursachen diese abgerissenen Stücke vollgültig angenommen.) Zu declamatorischen oder Concertvorträgen im Costüm sollte man eine Hofbühne weder gebrauchen, noch gebrauchen lassen, und wenn man sich bisher von diesem Hinabziehen des Theaters hier fernzuhalten wußte, so hoffen wir, daß auch in Zukunft dieser Mißstand nicht wieder vorkommen werde.

In Betreff der Urlaube herrscht bei unserer Bühne eine merkwürdige Inconsequenz. Nicht selten werden dieselben zu einer Zeit, namentlich an die Inhaber der ersten Rollenächer, ertheilt (oder auch mit bedeutenden

Opfern abgekauft), wo gerade das Publikum mit Recht deren volle Mitwirkung erwartet, und es wird dadurch eine Unordnung in das Repertoire gebracht, welche die geregelte Leitung und Verwaltung unendlich erschwert, und dem Publikum zumuthet, sich mit Lückenbüßern zu begnügen, zu einer Zeit gerade, wo es der Natur der Sache nach ein vollständiges, ungetheiltes Zusammenwirken aller vorhandenen Kräfte hoffen durfte. Eine derartige Bevorzugung einzelner Individuen ist nicht nur ein Hemmnis für das Weiterschreiten des Instituts, sondern auch ein offener Nachtheil für die Kasse, der durch etwaige Gastspiele keineswegs ausgeglichen werden kann, und auch für diese sollte man nur Zeiten auswählen, wo sie wirklich ein besonderes Interesse erregen, überhaupt nicht die Bühne auf Protection, Empfehlung und dergl. hin Darstellern öffnen, welche auch den billigsten Anforderungen zu genügen außer Stande sind.

Es fehlt, mag auch so mancher fühlbare Mangel nachzuweisen sein, unserer Bühne im Allgemeinen keineswegs an Mitteln und Kräften. Aber auf welchen Standpunkt man sich auch stellen mag, das Princip zu ergründen, nach welchem diese beschäftigt — oder eigentlich nicht beschäftigt werden (denn wir haben sehr splendid und generös bezahlte Mitglieder, deren Namen man sehr häufig auf dem Theaterzettel vergebens sucht!), bleibt eine unlösbare Aufgabe, und man muß unwillkürlich auf den Gedanken gerathen, daß dabei eben gar kein Princip zum Grunde liege, daß Zufall, Willkür, Laune, Rücksicht, Protection oder was sonst immer, hierbei den Ausschlag gebe. In wiefern das der Kunst, dem Institute, der Kasse, den Künstlern, dem Publikum, den Productionen und deren Schöpfern erspießlich sei oder nicht, mag hier unerörtert bleiben.

Einige einzelne Punkte haben wir herausgehoben. Noch Manches behalten wir für andere Gelegenheiten auf dem Herzen, und wenden uns nun zur Statistik selbst. Zuerst das Allgemeine.

Im Laufe des Jahres 1845 haben an 341 Abenden Darstellungen im Theater stattgefunden; 24 Abende fielen aus, darunter einer für ein von der königlichen Kapelle gegebenes Armenconcert, und zwei, welche man dem französischen Componisten Félicien David zu seinen Productionen bewilligte. Ob man das für einheimische Componisten auch thäte? Die Frage mag sich der geneigte Leser nach eigener Erfahrung beantworten. Es wurde in der Stadt 332 Mal, auf der Bühne am Lincke'schen Bade, die wegen neuer baulicher Einrichtungen erst am 23. Juli eröffnet ward, im Ganzen 23 Mal gespielt, und an 14 Abenden war gleichzeitig auf beiden Bühnen Vorstellung, ein Unternehmen, das sich schwerlich als lucrativ bewährt haben dürfte, da die Vorstellungen auf dem Bade nicht selten eben so spärlich besucht waren, als die in der Stadt, obwohl man jene wieder dadurch zu heben suchte, daß

man kleinere Opern dort zur Aufführung brachte, und die ersten Mitglieder draußen beschäftigte, was seit einigen Jahren nicht der Mühe werth geachtet zu werden schien.

An der Gesamtzahl der Theaterabende, die sich mit Hinzurechnung derer, an denen auf beiden Bühnen gespielt ward, auf 355 erhöht, fanden im Ganzen 413 Vorstellungen — 271 im Gebiete des recitirenden Drama, 142 im Gebiete der Oper statt, und an 58 Abenden kamen auf einer Bühne je zwei Stücke zur Darstellung. Von jenen 413 Vorstellungen waren im Ganzen 30 neu, 18 neueinstudirt, und in den Zwischenacten hörten wir — außer den oben schon erwähnten drei großen Concerten, welche selbständig den Abend füllten — fünf Concertvorträge im Theater, nämlich die der Herren: Kammermusikus Schmidt aus Oldenburg, Fagottist; der Violinisten Léonard aus Brüssel und Kiese wetter aus Hannover; des Flötisten Heindl aus Sondershausen, jetzt in Wien, und des Pianisten Ferd. Friedrich von hier. Endlich fanden noch an 29 Theaterabenden, sowohl in der Stadt als am Lincke'schen Bade, Tanzdivertissements in den Zwischenacten statt, die wir hier sofort erwähnen, da wir über unser Ballet an sich nichts Neues und Bemerkenswerthes zu sagen haben, und nur die früheren gerechten Klagen wiederholen könnten. Wir sahen da als Gäste: Fr. Wendt von Warschau und Frn. Balletmeister Branco w nebst Gattin, Fr. Millig und Frn. Plagge von Braunschweig.

I. Schauspiel.

Unter den 271 Vorstellungen aus dem Kreise des recitirenden Drama, wohin wir übrigens nach früherer Observanz auch Poffen mit Gesang, Liederspiele, Baudévilles u. s. w. rechnen, waren 23 Trauerspiele und Dramen mit 38 Vorstellungen (darunter 5 neue mit 13, 6 neueinstudirte mit 11), 20 Schauspiele mit 49 Vorstellungen (4 neue mit 20, 2 neueinstudirte mit 3), 54 Lustspiele mit 115 Vorstellungen (8 neue mit 33, 4 neueinstudirte mit 6), und 24 Poffen, Schwänke, Liederspiele u. s. w. mit 69 Vorstellungen (3 neue mit 32, 2 neueinstudirte mit 4) — also im Ganzen 121 verschiedene Stücke, wonach für jedes einzelne etwa zwei Vorstellungen anzunehmen sind, was sich freilich dadurch gar sehr anders stellt, daß eine Anzahl derselben 6, 8, 10 und mehr Vorstellungen erlebte, woraus denn von selber folgt, daß nicht wenige eben nur einmal, als ephemere Erscheinungen über die Bretter gingen, und insofern dies Schicksal neue oder neueinstudirte Stücke traf, die darauf nutzlos verwendete Zeit und Mühe um so mehr Bedauern erwecken mußte. Das allgemeine künstlerische Verhältniß der verschiedenen Gattungen mag, da nun doch einmal die Rücksicht auf das Publikum und — die Kasse nicht ganz

hintangesetzt werden kann, aus jenen Zahlen als ein befriedigendes erkannt werden, und wollen wir nur noch bemerken, daß wir die ungebräuchlichen Titel, welche die modernen Dichter ihren dramatischen Producten nicht selten beigelegt (als da sind: Intriguenspiel, Seelengemälde, Zeitbild u. s. w.) je nach dem Inhalt unter die Rubriken Drama, Schauspiel u. s. w. geordnet haben. — Auch das Verhältniß der Novitäten zu den Reprisen mag im Allgemeinen als ein genügendes hingenommen werden, obwohl sich nicht in Abrede stellen läßt, daß da noch mehr hätte gethan werden sollen, zumal wenn man erwägt, daß so manche der Novitäten, namentlich der neu einstudirten Stücke, wohl schwerlich dieser Ehre theilhaftig geworden wären, wenn nicht irgend ein Gast einen indirecten moralischen Zwang dazu auferlegt hätte.

Eine weitere Rücksicht, deren Beachtung wir bei jedem Bühnenrepertoire für unerläßlich halten, ist die auf die Nationalität, da wir von einer deutschen Bühne vor allen Dingen die entschiedene Förderung des deutschen Drama's als ihre Hauptaufgabe berücksichtigt verlangen, und das mit Recht nicht nur um der Hebung und Kräftigung der nationalen dramatischen Literatur und ihrer Träger, der Dichter, willen, sondern vielmehr auch besonders deshalb, weil wir nur dadurch der Bühne die Möglichkeit gewahrt sehen, ihren unleugbar großen, segensreichen Einfluß auf Bildung und Veredlung des Volks in socialer, politischer und moralischer Beziehung mit der Energie, mit dem Erfolge geltend zu machen und zu wahren, welcher ihr eben erst ihre hohe Bedeutung, ihren vollsten Werth verschafft, und sie aus der niederen Sphäre einer bloß sinnlich reizenden, nervös anregenden Vergnügungsanstalt in die Stellung erhebt, welche sie schon im Alterthum behauptete, welche sie unter den staatlichen Erziehungsmitteln eine würdige Stelle einnehmen läßt. Daß dieses Ziel von den Directionen wie von den Mitgliedern, von den Behörden wie vom Publikum, ja von den Dichtern selbst und Componisten, so häufig außer Acht gelassen wird, daß der Erreichung desselben so oft unwürdige Gesinnung, kleinliche Engherzigkeit, feile Liebedienerei, platte Schmeichelei gegen Hof- oder Volkswünsche hemmend in den Weg tritt, daß die keusche dramatische Muse von ihren Priestern wie von ihren Pflegern nicht selten zur gemeinen Buhldirne herabgewürdigt wird: das sind Erfahrungen, die die Wahrheit jener wohlbegründeten, von den Edelgesinnten und Verständigen aller Zeiten getheilten Ansicht (wir reden hier keineswegs von den Koryphäen der Dramaturgie allein) nicht im mindesten zu alteriren vermögen, die vielmehr nur dazu dienen können und dienen sollten, den edeln Eifer aller Betheiligten für die Erreichung jenes hohen Zieles immer kräftiger und lebendiger, immer entschiedener und energischer anzuregen.

Wir dürfen es mit Anerkennung aussprechen, daß

sich in dem Repertoire des verflossenen Jahres dies Streben nach Nationalität bei unserer Bühne nicht hat vermissen lassen (unter den 121 verschiedenen Stücken mit ihren 271 Vorstellungen befanden sich 78 deutsche mit 187 Vorstellungen, also ungefähr zwei Drittel), wenn wir auch in Betreff der Wichtigkeit, des innern Gehalts, noch manche Wünsche übrig behalten, und namentlich im Gebiete des Lustspiels, auf dem wir freilich immer noch von unsern transchenanischen Nachbarn lernen können — nur nicht das fade, haltlose und Gemeine! — eine überwiegenderere Berücksichtigung des nationalen Elements uns willkommen gewesen wäre. Zahlen werden das beweisen.

Im Gebiete des Trauerspiels und Drama waren unter den 5 Novitäten mit 13 Vorstellungen, 4 deutsche mit 10, und nur 1 englisches — und zwar von Shakespeare, also ebenbürtig — mit 3 Vorstellungen, und unter 6 neu einstudirten (mit 11 Vorstellungen) drei deutsche mit 5, und eben so viel englische mit 6 Vorstellungen. Bei den 4 Novitäten des Schauspiels befand sich eine französische mit 2 Vorstellungen, die freilich erst gegen Ende des Jahres in Scene ging, aber sich schwerlich lange auf dem Repertoire erhalten wird, während die drei deutschen 18 Vorstellungen erlebten. Doch gehörten die 2 neu einstudirten Schauspiele mit ihren 3 Vorstellungen Deutschland an. Dagegen finden wir unter den 8 neuen Lustspielen (mit 33 Vorstellungen) nur 3 deutsche, wenn auch mit 16 Vorstellungen, ein Resultat, das Gutzkow's „Urbild“ zu danken ist, welches zehnmal gegeben ward — und 4 französische mit 14, neben 1 englischem mit 3 Vorstellungen, während unter den neu einstudirten die eine Hälfte (2) mit 4 Vorstellungen Deutschland, die andere Hälfte mit 2 Vorstellungen Italien ihren Ursprung verdankt. Bei den Possen mag das nationale Verhältniß wieder ein günstigeres genannt werden, denn wir hatten unter den Novitäten 3 deutsche mit 27 Vorstellungen (Räder's „artefischer Brunnen“ 15mal, Gold's „Zauberschleier“ 9mal) und dagegen 2 französische mit nur 5 Vorstellungen, und die beiden neu einstudirten mit ihren 4 Vorstellungen waren deutschen Ursprungs.

Im Ganzen aber stellt sich dieses Verhältniß folgendermaßen. Unter den 23 Trauerspielen und Dramen (38 Vorstellungen) befanden sich 14 deutsche (24), 3 französische (3), und 6 englische (11); unter den 20 Schauspielen (49 Vorstellungen) 16 deutsche (39, darunter „die Marquise von Billette“ von Charl. Birch-Pfeiffer allein elfmal), 3 französische (7) und 1 englisches (3); unter den 54 Lustspielen (mit 115 Vorstellungen) 32 deutsche (66), 14 französische (36, wovon das bekannte „Ich gehe auf's Land“ 9 Vorstellungen erlebte), 3 englische (7), 2 spanische (2) und 3 italienische (4); unter den 24 Possen (mit 69 Vorstellungen) 16 deutsche (58, von denen 24 allein auf die beiden oben schon erwähnten Novitäten fallen) und 8 französische

(11). Von den 22 Novitäten des recitirenden Drama mit 98 Vorstellungen, erlebten die 13 deutschen 71 Vorstellungen, während auf die ausländischen 9 nur 27 Vorstellungen kommen; und während von den 14 neu einstudirten Stücken mit 24 Vorstellungen 9 mit 16 Vorstellungen deutschen Verfassern angehörten, fallen nur 5 mit 8 Vorstellungen auf das Ausland.

Aber Zahlen nicht allein, auch Namen gehören zur Beurtheilung der Thätigkeit und Gesinnung einer Regie in Absicht auf das Repertoire. Nun bietet dieses aber an gefeierten Namen ebenfalls keinen Mangel. Wir sahen Stücke von Schiller (3 mit 4 Vorstellungen, darunter „Kabale und Liebe“ und „Die Braut von Messina“ neu einstudirt; wann werden wir „Tell“, „Wallenstein“, „Fiesko“ sehen? Aber freilich — wir haben ja keinen Helden!), Göthe (3 mit 3, außer „Egmont“ — „Clavigo“ und „Torquato Tasso“ neu einstudirt), Lessing (1 mit 2, „Emilia Galotti“ neu einstudirt), Iffland (1 mit 2), Shakespeare (5 mit 10), Molière (1 mit 4), Dehenschläger (1, „Dina“, die wie Deinhardstein's „Modestus“ nur eine Vorstellung erlebte), Holbein (2 mit 2), Guckow (3 mit 17), Laube (3 mit 9, darunter „Gottsched und Gellert“, das gefiel, und „Struensee“, das sehr mißfiel), Charl. Birch-Pfeiffer (5 mit 20), Rosebue (6 mit 9), Raupach (2 mit 2, die Raupachomanie aus dem Jahre 1844 hat also ein gesegnetes Ende erreicht), Palm (2 mit 2), Löffler (7 mit 13), Verf. von „Lüge und Wahrheit“ (4 mit 9, darunter der „Brief aus der Schweiz“, der nur der vollendeten Darstellung die sechsmalige Wiederholung verdankt), Benedix (2 mit 5), Feldmann, Bauernfeld, Lebrun, C. Blum, Schall, Steigentesch, Goldoni, Moreto, Ed. Devrient, Plösch, Brexner, Angely, Friedrich, Nestroy u. s. w., und man darf da wohl mit Recht nicht klagen, daß nicht mannichfache Abwechslung geboten, daß nicht neben der leichteren Unterhaltungswaare auch das Tüchtige und das Classische repräsentirt worden sei.

Es böte sich hier noch Stoff zu gar manchen Betrachtungen. Wir überlassen dieselben indes dem geneigten Leser, und wollen noch einen flüchtigen Blick auf die Engagements und Gastspiele des verwichenen Jahres werfen. —

Wir haben schon im Rückblicke auf das Jahr 1844 mit Recht beklagt, daß unserer Bühne eben so ein Heldenpieler, wie eine erste tragische Liebhaberin, und nicht minder eine Darstellerin für ernste Mütterrollen fehlt, da doch Mad. Meyer wohl eben so wenig wie die Direction glauben wird, daß sie für dieses Fach auch nur annäherungsweise genüge. Daß die in dem letzten Jahre abgeschlossenen Engagements diese Lücken nicht ausgefüllt haben, brauchen wir wohl keinem Theaterfreunde erst zu beweisen. Ist ja überhaupt nur ein nennenswerthes darunter, das des Fr. Lebrun, und

über sie ist bei Gelegenheit ihres Gastspiels und ihrer Debuts, so wie später gelegentlich das Nöthige so ausführlich beigebracht, daß wir uns jedes weitem Eingehens überheben dürfen. Daß sie keine erste tragische Liebhaberin — ist längst anerkannt; daß sie die an ihr Engagement geknüpfte Hoffnung, Guckow's „Pugatschew“ zu sehen, nicht erfüllte — ist nicht ihre Schuld! Die andern Engagements, das des Hrn. Pauly, des Hrn. Simon, der jedenfalls auf dringende Empfehlung nach einem höchst verunglückten Gastspiele als Carl Moor (Beide haben die hiesige Bühne glücklicherweise wieder verlassen), und des Hrn. v. Rekowski-Linden, der ohne Gastspiel und Debut, wahrscheinlich als von früher her genugsam bekannt, engagirt wurde, dürften wir gänzlich mit Stillschweigen übergehen, wenn wir uns nicht zu der Bemerkung gedrungen fühlten, daß es unserer Bühne an geist- und talentlosen Mitgliedern doch wahrhaftig nicht in dem Maasse fehlt, daß das Engagement der genannten Herren gerechtfertigt, und nicht als eine offenbare Verschwendung der pecuniären Mittel erschienen wäre, die jedenfalls bei weitem besser und erspriesslicher angelegt werden könnten — ja, daß selbst der Ruf unserer Bühne leiden muß, wenn solche Mitglieder — mögen sie auch noch so kurze Zeit, gar auf monatliche Kündigung, und mit den geringsten Gegenständen angestellt sein — späterhin die Welt durchziehen und als frühere „Mitglieder des königl. Hoftheaters zu Dresden“ auf den Theaterzetteln der Provinzialbühnen prangen, während sie vielleicht noch durch die unbedeutendsten Subjecte jener Gesellschaften in Schatten gestellt werden. — Wir wären wirklich begierig, die Rückseiten kennen zu lernen, welchen derartigen Engagements zum Grunde liegen.

Auch die alte Klage über die Unzulänglichkeit und den geringen Werth der Gastspiele müssen wir wiederholen. Allerdings traten im verflossenen Jahre im recitirenden Drama 12 Gäste in 35 Rollen auf (unter ihnen befinden sich überdies zwei, welche zunächst dem Gebiete der Oper angehören); aber die künstlerische Ausbeute, der Nutzen für die Mitglieder, das Publikum, die Kasse, war keineswegs so erheblich, als man in Dresden wohl mit Recht verlangen dürfte. Von irgend welcher Bedeutung war nur das Gastspiel der Herren Carl Devrient (in 8 Rollen) von Hannover, Meixner (6) von Leipzig, Gerstel (2) von Hamburg und des Fr. Herbold (4) von Cassel. Die Damen Krauth (3) und Eder (1) von Mannheim, Biereck (3) von Wien, und die Herren Wisthaler (3) von Darmstadt, Fürst (1) von Wien, Simon (1) von Altenburg, Scholz (1) von Coburg, und selbst Hr. Paetsch (2) von Hamburg, traten doch zu wenig bedeutsam und charakteristisch hervor, als daß wir ihren Gastspielen einen besondern Werth beizulegen vermöchten. Sollte denn das wirklich bei einer Bühne, wie die unsere, nicht zu bessern sein? —

II. Oper.

Wir haben schon in den einleitenden Bemerkungen einzelne Punkte angedeutet, welche in Beziehung auch auf die Oper, und das Gehaben derselben im vorigen Jahre standen. Wir wollen auch nicht die Klagen und frommen Wünsche wiederholen, zu denen schon der Rückblick auf das Jahr 1844 uns veranlaßte — wir könnten ja eben nur wiederholen, denn gestehen wir nur ganz unverholen: ein wesentlicher Fortschritt zum Bessern, ein energisches Einschreiten zur Beseitigung der vorhandenen Mängel hat sich nicht bemerklich gemacht, und nur das Eine haben wir auch auf diesem Gebiete gern und freudig anzuerkennen, daß eine frischere Thätigkeit, eine lebendigere Rührigkeit in Bezug auf die Vorführung von Novitäten, und eine erfreuliche Bevorzugung des nationalen Elements sich geltend zu machen begonnen hat, daß sich auch ein Streben offenbart, den alten Vorwurf des Zuspätkommens durch die That zu beseitigen. Hoffen wir, daß die Oberleitung auf diesem Wege rüstig fortschreite, unbeeinträchtigt durch so manche allerdings nicht eben aufmunternde Erfahrung — es wird ja kein wahrhaft edles Ziel ohne Opfer erreicht! — und daß sie im neuen Jahre sich angelegen sein lasse, auch die andern, bisher zu stiefväterlich behandelten Seiten des Opern-Instituts ernstlich ins Auge zu fassen, wozu sie bei dem bevorstehenden Abgange mehrerer Mitglieder um so mehr Veranlassung haben dürfte.

Es fehlt unserer Bühne eine Primadonna, namentlich für die deutsche Oper, und alle die von merkwürdigster Verblendung, von unerklärlichster Nichtbeachtung der einfachsten Grundsätze eines naturgemäßen Gesanges zeugenden Anstrengungen, mit denen man Fr. Wagner dazu hinaufzuschrauben sucht, werden zu nichts führen, als zu dem beklagenswerthen Resultate — beklagenswerth im Interesse der Künstlerin wie des Publikums —, daß ihre so schönen Mittel vor der Zeit noch methodisch ruiniert werden. Es fehlt unserer Oper an einem Spieltenor, und mit dem Engagement des Hrn. Schloß, der an des nach Wien abgegangenen Hrn. Behringer Stelle im vorigen Jahre hier eintrat, ist — trotz der Hoffnung, welche sein Gastspiel mit Recht erwecken durfte — nichts gewonnen, da er zu den heut zu Tage häufig vorkommenden so-it-disant-Künstlern zu gehören scheint, die sich über jedes ernstere Studium hoch erhaben dünken, und nichts weiter nöthig zu haben wähnen, als ihre bedeutende Gage einzustreichen, mit gehöriger Dosis Suffisance vor dem Publikum, für das ja Alles, auch das Erbärmlichste gut genug, aufzutreten, und auf den Lorbeeren zu ruhen, die sie sich selbstgefällig errungen zu haben meinen, und die doch verdorrten Distelblättern so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern. Wenn solche Geringschätzung der Kunst und des Publikums schon bei be-

deutenden Darstellern ernstlichst zu rügen ist, was soll man da Anfängern gegenüber thun, die ihr Engagement lediglich als einen Sporn, erst etwas Tüchtiges zu werden, betrachten dürfen? — Nichts, oder doch sehr wenig können, ist keine Schande; aber nichts lernen wollen, sich etwaige Naturgaben als Verdienst anrechnen und doch für deren Ausbildung in träger Bequemlichkeit nichts thun wollen — das ist unverzeihlich. — Auch an einer tüchtigen Soubrette fehlt es unserer Bühne. Mad. Schubert reicht da allein nicht aus, zumal auch ihre Stimmittel stark im Abnehmen begriffen sind; Fr. Wächter ist für dieses Fach ganz unbrauchbar, wie denn ihre Verwendbarkeit bei unserer Oper überhaupt sehr in Frage gestellt, und die angeblich sehr hohe Gage, welche sie bezieht, als Verschwendung bezeichnet werden muß; Fr. Schrek (ein neues, in jeder Beziehung unbegreifliches Engagement des vorigen Jahres) hat durch mehrmaliges Auftreten bewiesen, daß sie ganz ohne Beruf für die Bühne — wollte man einmal eine Altistin besitzen (obwohl wir deren Nothwendigkeit bei dem jetzigen Stande unsers Opernrepertoires nicht einsehen, und die Verwendung von Frauenstimmen zu den Solo's in der katholischen Hofkirche noch immer im weiten Felde zu stehen scheint), so hätte man doch wohl eine verwendbarere Acquisition machen können, wenn auch das Engagement des Fr. Schwarz zu hoch gekommen wäre. Das Wohlfeilste ist nicht selten das Theuerste! — Die theilweise zu Ergänzung dieser Lücken eingeleiteten Gastspiele konnten zu einem erfreulichen Resultate nicht führen, und doch ist eine Abhilfe, eine recht baldige, unabweisbar dringendes Bedürfnis, soll nicht unsere Oper mehr und mehr das Ansehen einer Ruine gewinnen. Denn auch so manche andere Fächer sind entweder mit Invaliden oder doch nicht ausreichend besetzt, und eine Regeneration ist nicht nur nothwendig, sondern bei den pecuniären Mitteln, über welche man hier freilich nicht überall mit der nöthigen Umsicht, sondern gar häufig mit Rücksicht verfügt, auch wohl ausführbar. — Unser Chor hat abermals Verluste erlitten, denn sobald von andern Directionen höhere Gebote gethan werden, ist es den Mitgliedern nicht zu verargen, wenn sie aus ihrer hiesigen kümmerlichen Lage sich herauszureißen suchen, und die früher einmal in Aussicht stehende Gagenerhöhung — ein dringendes Bedürfnis bei Chor und Kapelle — scheint sich nicht realisiren zu wollen.

Da wir einmal die Personalzustände der Oper erwähnt haben, wollen wir hier gleichzeitig der Gastspiele des verflossenen Jahres gedenken, um dann mit der Statistik zu schließen.

Schon aus einzelnen, vorher gemachten Bemerkungen ließ sich wohl schließen, daß wir hier, wie im Schauspiel, durch die Gastspiele nach Quantität und Qualität keineswegs befriedigt worden sind; ein näheres kritisches Eingehen auf dieselben wird man uns gern

erlassen — haben wir doch in diesen Bl. mit unserm wohlbegründeten und hinlänglich motivirten Urtheile über die Einzelnen nicht zurückgehalten, und dürfen füglich darauf verweisen. Es fanden im Ganzen 9 Gastspiele in 26 Rollen statt, und als die bedeutendsten darunter haben wir zu bezeichnen die der Damen: von Marra von Wien (in 5 Rollen, wenn wir ihr durch die hiesigen mangelhaften Verhältnisse veranlaßtes, aber nicht gerechtfertigtes Auftreten in einzelnen Scenen zweier Opern an einem Abende und ihr zweimaliges Auftreten kurz nach einander in den „Puritanern“, weil eine andere Oper nicht herauszubringen war, einzeln zählen), Schwarz von Prag (in 3 Rollen), und allenfalls, weil sie doch einmal Primadonna, Frä. Heckenacker von München (in 4 Rollen) — wie des Hrn. Gerstel (3) von Hamburg. Das Gastspiel der Damen Eder (2) von Mannheim und Rieth (2) von Königsberg, war fast unwürdig (wir erinnern nur an den „Eherubin“ der letztern), und das der Herren Perlgrund (3) von Hamburg, Schloß (2) von Detmold — darauf mit Rücksicht auf sein Talent engagirt — und Marchion (2) von Wien, dürfen wir wenigstens als der Bedeutung unsrer Bühne entsprechend keineswegs bezeichnen. Also auch hier wieder die alte Klage!

Wir hörten an 142 Theaterabenden 40 verschiedene Opern, wobei wir allerdings dem einmal gewählten von der Regie acceptirten Titel zu Liebe (s. unsere Beurtheilung in Nr. 103 ds. Bl. vom vor. J.) Philipp's „Erlenmühle“ mit zu den Opern zählen — das Verhältniß zum recitirenden Drama stellt sich also wie 1 zu 2, d. h. auf etwa drei Theaterabende ist eine Oper zu rechnen. Ueber das Opernrepertoire im Allgemeinen können wir uns nur anerkennend aussprechen, wenn auch im Einzelnen sich manche Ausstellungen machen, manche Fragen aufwerfen lassen, weshalb z. B. nicht endlich Mozart's „Zauberflöte“, weshalb weder Marschner's „Hans Heiling“, noch sein „Templer“, weshalb von Spontini nur die „Vestalin“ zur Ausführung gekommen, u. s. w? — Freilich hat der Mensch „manche Frage frei an das Schicksal“, aber — die Antwort bleibt aus, wenn er nicht in den Sternen zu lesen vermag, und unser Theaterhimmel ist häufig — sehr dunkel! Doch wir wollen uns nicht die Freude über das Gebotene verkümmern, aber andeuten wenigstens mußten wir, daß auch in diesem Punkte bei Weitem noch das Ziel nicht erreicht ist.

Unter jenen 40 Opern befanden sich 17 große — darunter haben wir alle, auch die lyrischen rangirt, sofern sie keinen Dialog haben — mit 49 Vorstellungen, unter welchen 4 neue mit 17, 2 neueinstudirte mit 8 Vorstellungen hervorzuheben sind; ferner 10 romantische mit 47 Vorstellungen, unter denen 2 mit 15, 1 neueinstudirte mit 8 Vorstellungen; und endlich 13 komische mit 46 Vorstellungen, unter denen 2 neue mit

3, und 1 neueinstudirte mit 5 Vorstellungen sich befanden. Die Gesamtzahl der neuen Opern betrug 8, mit 35, die der neueinstudirten 4 mit 21 Vorstellungen. Können wir diese Gesamtzahl auch nicht als absolut genügend im Verhältniß zu den Kräften unserer Bühne ansehen, so werden wir sie doch als befriedigend erklären dürfen, namentlich wenn wir berücksichtigen, daß nur 1 neue italienische (hier noch neu: Donizetti's „Favoritin“), 1 neue englische (so glauben wir Balfe's „Haimonskinder“ bezeichnen zu dürfen), und außerdem 1 neueinstudirte italienische („Lucrezia“, in deutscher Sprache, wie denn überhaupt nur noch 3 Opern in italienischer Sprache gegeben wurden) — zusammen mit 11 Vorstellungen — unter dieser Zahl sich befanden, während alle übrigen deutschen Ursprungs waren, und vier von ihnen (Marschner's „Adolph von Nassau“ und Hiller's „Traum in der Christnacht“, mit je 4, Wagner's „Tannhäuser“ mit 7, und die schon genannte „Erlenmühle“ mit 1 Vorstellung — sie kam erst Ende December auf die Bühne —) hier zuerst in Scene gingen. Wir sehen darin eine bisher hier noch nicht wahrgenommene Bevorzugung des nationalen Elements, die uns nur erfreulich sein kann, und wenn auch von all den Novitäten, außer Flotow's „Stradella“ (elfmal gegeben) keine sich zu halten scheint — Wagner's „Tannhäuser“ lebt ein Treibhausleben —, so ist wenigstens die Gesinnung ehrenwerth, die in solchem Streben sich offenbart, und der Erfolg wird demselben späterhin gewiß auch nicht fehlen. Gut Ding will Weile haben!

Unter den 17 großen Opern befanden sich 6 deutsche mit 23, 5 französische mit 11, 6 italienische mit 15 Vorstellungen; unter den zehn romantischen 9 deutsche mit 45, 1 französische mit 2 Vorstellungen; unter den 13 komischen 6 deutsche mit 20, 3 französische mit 5, 1 englische mit 2, 3 italienische mit 19 Vorstellungen — dabei „die Regimentstochter“, der vorjährige Lückenbüßer, mit 10 Vorstellungen. Neu waren: 4 große Opern mit 17, 2 romantische mit 15, 2 komische mit 3 Vorstellungen; neueinstudirt: 2 große mit 8, 1 romantische mit 8, 1 komische mit 5 Vorstellungen.

Auch die Namen der Componisten, welche das Repertoire nachweist, haben guten Klang. Wir sehen da Gluck (2 Opern mit 7 Vorstellungen), Mozart (3 mit 6), Beethoven (1 mit 1), Spohr (1 mit 2), Marschner (1 mit 4), Weber (3 mit 17), Winter (1 mit 8), Vorhing (2 mit 10), Hiller (1 mit 4), Hoven (1 mit 3), Wagner (2 mit 9), Auber (3 mit 8), Meyerbeer (2 mit 5), Halévy (1 mit 1), Boieldieu (2 mit 3), Spontini (1 mit 1), Donizetti (5 mit 21), Rossini (1 mit 6), Bellini (3 mit 5), Dittersdorf, Flotow, Balfe, Philipp. — Lassen wir darum die Hoffnung nicht sinken. Besser, wenn auch nur in einzelnen Punkten, ist es allmählig geworden. Die Besserung wird ja auch

weiter fortschreiten. Daß dies in reichem Maasse geschehe, sei unser Wunsch für's neue Jahr.

W. J. C. C.

Königl. Hoftheater.

Repertoire.

Januar. 8. Mutter und Sohn. — 9. Der Tempel und die Jüdin. Oper. (Die Opernvorstellungen der neuesten Zeit, in denen Mad. Schröder-Devrient beschäftigt ist, werden von dem Publikum allgemein als Triumphe der genannten Künstlerin bezeichnet. Dabei ist bekannt, daß der Contract derselben in Kurzem zu Ende geht; so bringt sich dem

ruhigen Beobachter unwillkürlich die Frage auf: wie kommt es, daß Mad. Schröder-Devrient in denselben Partien nur in der Zeit unmittelbar vor dem Contractsende so Treffliches leistet, während früher eine so vorzügliche Leistungsfähigkeit dem hiesigen Publikum nicht mehr sichtbar war? Hierauf hören wir von vielen Seiten die Antwort: Mad. Schröder-Devrient scheint es der Mühe nicht werth zu halten, dem Engagementspublikum für gewöhnlich besonderen Fleiß und Eifer zu widmen; nur jetzt, wo es sich darum handelt, vor dem Contractschlusse ihren möglichen Abgang beklagen zu lassen und sich günstiges Spiel für ein neues Engagement zu bereiten, muß Alles daran gesetzt werden, die Reste einer zum Theil verbleichenden Größe in das günstigste Licht zu stellen! Es wäre eben so un dankbar gegen Dresden, als es wenig Kunstgefühl Seiten der Künstlerin verriethe, ließe sich die Deutung für wahr halten.) — 10. Das Urbild des Tartüffe. — 11. Die vier Haimonskinder. Oper. — 12. Der alte Magister. — Die Martinsgänse. — 13. Richard's Wanderleben. — 14. Der Tempel und die Jüdin. Oper.

Feuilleton.

Gute Definition. „Wissen Sie, was Metaphysik ist?“ fragte ein Cultusminister einen Schulamts-Candidaten. — „Zu Befehl, Eure Excellenz.“ — „Nun, was ist Metaphysik?“ — „Metaphysik ist,“ war die unverzügerte Antwort, „wenn ein Befragter nicht weiß, was der Frager will und der Frager es eben so wenig selbst weiß.“

Nahe Verwandtschaft. „Kennen Sie Herrn S.“ — „Wie sollte ich nicht? Er ist ja einer meiner nächsten Verwandten.“ — „Wirklich? Wie so?“ — „Er wollte vor einigen Jahren meine älteste Schwester heirathen.“

Straßenreinigung. Es scheint, die Londoner Damen gefallen sich eben so sehr wie andere in den langen Schleppländern ringsum. Wenigstens berichtet die geachtete Zeitung: John Bull — wobei vorher zu bemerken, daß in London nicht der einzelne Hausbesitzer vor seiner Thüre segt, sondern das Kirchspiel solches für Alle auf gemeinsame Kosten thut — also berichtet John Bull, die Vorsteher des Mary-le-Bone-

Kirchspiels hätten einstimmig beschlossen, die Reinigung der Trottoirs zum Behuf der Kostenersparniß so lange einzustellen, als die jetzige Damenkleidung es unentgeltlich besorgte. Freilich sind aber auch die dortigen Trottoirs minder unrein als andere, da höchst selten ein Engländer spuckt. Um so wunderbarer, daß andere Damen sich nicht scheuen, Alles wegzufegen. 4.

In den belgischen Städten hat die Noth unter den niedern Volksklassen einen furchtbaren Höhepunkt erreicht. Die Gefängnisse füllen sich mit Verbrechern beiderlei Geschlechts; ja viele sonst rechtschaffene Menschen begehen nur darum ein Verbrechen, um unter Obdach zu gelangen und trockenes Brod zu erhalten.

Die Zahl der reformirten Bewohner der Niederlande (Limburg ungerchnet) besteht aus 1233 Gemeinden und 1,642,455 Bekennern mit 1453 Predigern.

Strafgesetz. Im Jahr 1360 verordnete der Rath zu Nürnberg: Wer eines Andern Hund muthwillig oder absichtlich todtschlägt, der soll diesen beim

Schwanz aufheben, und ihn dann so hoch hängen, daß das Maul des erschlagenen Hundes die Erde berühre. Alsdann soll der Todtschläger so viel guten Weizen über den Hund schütten, bis dieser bis am Schwanz bedeckt sei. — Dieser Weizen wurde dem Eigenthümer des erschlagenen Hundes überlassen.

Das Polizeipersonal in Berlin besteht gegenwärtig aus einem Präsidenten, dessen Stellvertreter, 5 Polizeiinspectoren, 4 Criminalcommissarien, 34 Polizeicommissarien, 45 Polizeisergeanten, 12 Marktbeamten, 10 Nachtwachtmeistern, 160 Nachtwächtern, 12 Büreaudienern, 120 Gendarmen und 5 Beamten für Straßenbeleuchtung und Reinlichkeit. Außerdem soll noch eine besondere Straßenpolizei in's Leben treten.

Die Reise von der preussisch-russischen Grenze bis Petersburg ist sehr langweilig und trivial. Auf einer Strecke von 120 deutschen Meilen berührt der Reisende nur vier Städte: Mitau, Riga, Dorpat und Narwa; weder Berg noch Thal ergözen das Auge; unheimlich und verlassen fühlt er sich, wenn er aus Deutschland in diese Einöden kommt.

Die russischen Marineoffiziere sind größtentheils rohe und ungebildete Männer, die alle Ansprüche auf Achtung und Ehre aufgegeben haben. Betrunknen vom frühesten Morgen an, fallen sie oft in die Hände der Polizei und werden von dieser wie der niedrigste Pöbel behandelt.

Die russische Religion besteht im Ganzen aus Beten, Bekreuzigen und Fasten. Nächst Christus und Maria beten die Russen noch eine ganze Legion Heilige an. Vor den Bildern dieser brennt stets ein Dellämpchen und beleuchtet die oft fragenartig mit grellen Farben gemalten und mit blechernen Glorien umgebenen Gesichter. Vor denselben wirft sich der dumme, abergläubische Russe täglich mehrmals mit lang ausgestreckten Armen, unter stetem Kreuzschlagen nieder; er scheut sich nicht, im tiefsten Rothe niederzufallen, sobald er einen hölzernen Herrgott erblickt. Aberglaube und Unwissenheit gehen mit ihm Hand in Hand.

Die durch das Consistorium zu Königsberg angefohlene Absetzung des Divisionspredigers D. Rupp, jenes Mannes ohne Furcht und Tadel, hat eine neue Entwicklung der evangelischen Kirche hervorgerufen. Eine nicht unbedeutende Zahl dortiger Einwohner ist

zusammengetreten, eine „rationalistisch-evangelische Gemeinde“ zu bilden, und hat bereits zur Leitung der Angelegenheiten ein provisorisches Presbyterium gewählt; auch ist eine Denkschrift an den König mit allen Beweggründen abgefaßt worden.

In Paris ist der Theaterdirector des „Obéon“ auf den Einfall gekommen, das Publikum während der langweiligen Zwischenacte angenehm zu unterhalten. Er hat nemlich auf dem Foyer eine Gemäldeausstellung veranstaltet, die immer mit neuen Erzeugnissen der Kunst wechseln soll. Die größten Maler sollen zu dieser neuen Ausstellung mitwirken, um dem Publikum dadurch bekannt zu werden.

Kürzlich wurden in der Nähe des katholischen Dorfes Garbach im Kreise St. Goar unweit Koblenz beim Pflügen eines Ackers zwei Römergräber entdeckt. Das eine enthielt einen Sarg mit einer Urne, das andere eine Lampe und einen Teller mit Asche; leider wurden diese Ueberreste von Unwissenden zer schlagen und verstümmelt — weil sie wahrscheinlich von den Keßern (Römern) herstammten.

Die Totalsumme der Schuldenlast sämmtlicher Gemeinden in Baiern betrug am Schlusse des Verwaltungsjahres 1843 — 1844: 11,422,812 Gulden. Der Regierungsbezirk Unterfranken hatte die größte, nämlich 4,123,673 Gulden 51 Kr.

Bei dem Festmahle, welches zu Ehren Berlioz' kürzlich in Wien stattfand, wurde ihm ein silberner, reich vergoldeter Tactstab zum Geschenk überreicht. Der Stab stellt einen Eichenbaum vor, in dessen Zweigen und Blättern die Namen seiner Werke und seiner Lehrer, die ihm das Geschenk machten, nebst dem Wapen der Kaiserstadt in den Stamm eingegraben sind.

Ein sonst humaner und geachteter Mann in Göttingen, der die Jagd leidenschaftlich liebt und ein kleines Revier besitzt, hat dem Ministerium eine Petition eingereicht, welche allgemeine Entrüstung erregte. Diese Petition enthielt nichts weniger, als: „auf Diejenigen schießen zu dürfen, die auf seinem Revier einen Hasen u. s. w. erlegen würden.“ Es erfolgte natürlich auf diese menschenfreundliche Bitte eine abschlägige, vielleicht auch tüchtige Antwort. Die Achtung, die der Mann bisher genoss, hat dadurch einen gewaltigen Stoß erlitten — und das mit Recht!

25.